

Die vorliegende Sammlung enthält Arbeiten aus mehr als einem halben Jahrhundert buchhändlerischer Tätigkeit. Die Aufsätze sind zum Teil bereits — wenn auch manchmal in anderer Form — in Zeitschriften oder Zeitungen erschienen und deshalb einigen meiner Freunde bereits bekannt. Wenn ich sie heute am Tage des fünfzigjährigen Bestehens meiner von mir am 1. Januar 1901 gegründeten Buchhandlung trotzdem noch einmal in die Welt hinausgehen lasse, so ist das ein Zeichen des Dankes, Dank an die Bücher, denen mein Leben gehörte, Dank an die Mitarbeiter, die mir in der oft mühseligen und kleinlich scheinenden buchhändlerischen Arbeit treue Hilfe leisteten, Dank auch allen jenen, die durch ihre Wünsche, besonders auch durch Wünsche, die durch die scheinbare Unmöglichkeit ihrer Erfüllung meinen Ehrgeiz als Antiquar aufstachelten. Mögen diese Aufsätze auch gerade die Beachtung derjenigen unter meinen Freunden finden, die nicht nur das geschäftliche Interesse, sondern die gemeinsame Liebe und Leidenschaft für das Buch und die ihm geltende und aus ihm genährte wissenschaftliche Arbeit mit meinem Berufe verbindet.

Berlin W 30, Eislebener Str. 4

Hugo Streisand

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Buchhändler und Bücherkäufer	3
Verbotene Bücher im harmlosen Gewande	5
Ein unbekannter Heinrich Heine?	7
Utopien aus zwei Jahrtausenden	9
Ludwig Gall	37
Aus meinem Leben	55

Buchhändler und Bücherkäufer

(1945 veröffentlicht)

Ich bin vielleicht in diesem Punkt nicht unvoreingenommen, denn seit mindestens fünfzig Jahren bin ich der Ansicht, daß der Buchhandel die schönste Beschäftigung für einen Menschen darstellt. Im Laufe einer so langen Zeit setzt sich eine Meinung leicht fest, wird Gewohnheit und ist nicht mehr loszuwerden — ich sehe das ein. Aber bei aller Bescheidenheit und Selbsterkenntnis: man zeige mir einen Stand oder Beruf, in dem es heute so zugeht wie im Buchhandel. Zugegeben, wir haben auch unsere Misere. Wir haben einen Magen, der sich manchmal zur Unzeit meldet, wie bei anderen Individuen auch; unsere Epidermis verlangt eigensinnig, daß die sie umgebende Temperatur einen bestimmten Wärmegrad aufweist, wir haben Schwierigkeiten mit mißvergnügten Zeitgenossen, wir hätten gern mehr Licht und etwas weniger Registrierungen, alles zugegeben — aber wo sonst gibt es das, daß alles, was man dem Kunden vorlegt, kein Ersatz oder Austausch ist, daß man von dem Kunden nicht verlangen müsse, er solle erst einmal das Material liefern, dann werde man versuchen, ob man ihm vielleicht die gewünschte Ware eines Tages werde liefern können?

Nein, das gibt es bei uns Buchhändlern nicht. Der „Grüne Heinrich“ entläuft immer noch als derselbe tumbe Knabe den Armen der lebensvoll blühenden Judith, Hölderlins Verse sind kühler Marmor und heilige Flamme wie je. Der Käufer braucht nichts von seiner eigenen, vielleicht knapp genug bemessenen Weisheit abzuliefern, ehe er eine Goethe-Ausgabe mit nach Hause nehmen darf; Zucht und Reinheit, die selten gewordenen, werden trotzdem mit Adalbert Stifter ohne Materialzugabe abgegeben. Ich frage noch einmal: wo gibt es das sonst noch? Und ich glaube, das weiß auch der Bücherkäufer. Die schriftlichen Bestellungen auf Bücher oder auch auf Bücherverzeichnisse, die mit der Post ins Haus kommen, haben heute etwas seltsam Rührendes. Früher hieß es kurz und knapp: „Schicken Sie mir ...“ Aber wenn ich heute meine Post durchblättere, sehe ich den Menschen vor mir, wie er in seinem notdürftig vernagelten und vielleicht nicht ganz wetterfesten Zimmer sitzt und mit der schönsten Handschrift seiner Schultage in umständlichstem, weit ausholendem Stil schreibt, man möge ihm die da und da angezeigten Verzeichnisse, dies und das Buch senden, und wie er den unbekannten Buchhändler seiner vorzüglichsten Hochachtung und tiefsten Ergebenheit versichert. Glaube man nur nicht, dem Buchhändler schwelle darob der Kamm, er wiege sich — eitler Fant, der er ist — im Hochgefühl seiner Mächtigkeit. Mit nichten! Er weiß es ganz genau, diese umständliche Höflichkeit gilt keineswegs ihm selbst. Er ist ja selbst zu sehr der Leidenschaft für das gedruckte Wort, für das Buch verhaftet, um es nicht zu kennen, das Herzklopfen des Ausgebombten, Ausgebrannten, wenn er daran geht, seine Bücherei neu aufzubauen.

Der deutsche Mensch, das sind wir ja selbst, ist uns in den letzten Jahren ein großes Rätsel geworden, und es wird wohl noch einige Zeit und Bemühung kosten, bis wir ihm auf dem Seziertisch ins innerste Herz gesehen haben. Aber das eine wissen wir von ihm: ohne seine Bücher ist er nicht zu denken,

dahin rettet er sich, wenn er nicht mehr aus noch ein weiß in dem Hexensabbath der Wirklichkeit. Vielleicht ist das mit ein Teil seiner Schwäche, vielleicht muß auch das anders werden an uns, wie so manches andere — aber ich glaube, auch bei dem großen Umlernen wird er nicht ohne das Buch auskommen. Denn wie mit den schriftlichen Bestellungen ist es auch mit den Kunden, die in den Laden kommen. Nichts ist mehr selbstverständlich, alles wird dankbar genossen: daß es nicht nur Bücher schlechthin, sondern auch schöne Bücher gibt, edles Papier, gute Druckanordnung, Einbände in erlesener Handarbeit, in kostbarem Material. Manchmal hört man, die Bücher seien teuer. Einmal ist es ja nun so, daß jede andere Ware, die wir in oft recht mangelhafter Qualität in den Auslagen sehen, ganz unverhältnismäßig viel teurer ist als Bücher. Im Vergleich zu den meisten zur Zeit im Handel erhältlichen Artikeln ist das antiquarische Buch immer noch billig zu nennen. Daß es im allgemeinen nicht zu den früher gewohnten Preisen zu haben ist, stimmt allerdings. Man darf nicht vergessen, daß auch Bücher knapp, sogar sehr knapp sind, und der Buchhändler, um sein Lager nach Möglichkeit immer wieder zu ergänzen, heute recht viel Zeit, Mühe und Kosten aufwenden muß.

Um neue Bücher steht es noch fraglich. Von den auswärtigen Verlegern kommt im Augenblick noch nichts herein, und niemand weiß, was und wieviel sie werden liefern können. Die Berliner Verleger, die überhaupt noch arbeiten können, haben ihre Bestände zum großen Teil verlagert, und es ist ungewiß, wieviel davon erhalten blieb. Das wenige, was hier geliefert werden kann, ist, gemessen an den Wünschen der Käufer, der berühmte Tropfen auf den heißen Stein. Es bleibt also nur der Bezug aus zweiter Hand. Und das ist heute nicht ganz einfach. Denn auch der private Bücherbesitzer hat seine Schätze in den meisten Fällen verlagert, und sie sind vorläufig unzugänglich. All das drückt sich in den Preisen aus, die der Antiquar selber zahlen muß, um überhaupt Ware anbieten zu können.

Was sucht nun der Käufer heute bei dem Buchhändler? Das sind natürlich in erster Linie die bisher unterdrückten und verbotenen Bücher, nach denen große Nachfrage besteht. Nach Heines „Buch der Lieder“ wird immer wieder gefragt, nach Thomas und Heinrich Mann, nach Werfel, Schnitzler, Remarque und Renn, nach Käthe Kollwitz, Liebermann und George Groß — die Liste ließe sich natürlich beliebig verlängern. Sehr gesucht sind auch alle Bücher, die die heute brennenden sozialen und geschichtlichen Probleme behandeln, alle Werke über Arbeiterbewegung und Sozialismus. Daß der Gelehrte seine Fachliteratur sucht, ist selbstverständlich. In vielen Fällen ist es aber doch so, daß der Käufer mit keinem fest umrissenen Wunsch kommt, sondern daß er sich gewissermaßen überraschen läßt. Wenn er dann Titel um Titel liest, Buch um Buch in die Hand nimmt und durchblättert, Wiedersehen feiert, neue Wünsche geweckt werden, neue Möglichkeiten, neue Horizonte sich öffnen — das ist dann ein geistiger Akt, der über ein bloßes Handelsgeschäft weit hinausgeht.

Verbotene Bücher im harmlosen Gewande

Decktitel sollten die Zensur täuschen

Als ich kürzlich in der Bücherei eines Freundes einige seiner Neuerwerbungen besichtigte, drückte er mir mit bedeutsamem Lächeln ein Buch in die Hand und meinte, das wäre etwas für mich. Es war eine Schrift über Hormonforschung, und ich machte wohl ein etwas erstauntes Gesicht; denn meine Kenntnisse und Interessen auf diesem Gebiet halten sich in ziemlich engen Grenzen. Trotzdem durchblätterte ich den Band, stutzte, sah noch einmal nach dem Titelblatt, um schließlich festzustellen, daß der Titel eine bewußte Irreführung war. Es handelte sich in Wirklichkeit um eine dogmatische Schrift von Karl Barth, die sich das Hormon-Titelblatt gewissermaßen als harmloses Gewand umgehängt hatte.

Wegen seiner entschiedenen Stellungnahme gegen den Nationalsozialismus wurden nicht nur die deutschen Studenten am Studium bei Prof. Barth in Basel gehindert, sondern auch seine Bücher in Deutschland verboten. Das oben genannte Beispiel zeigt, auf welche Weise man versuchte, den deutschen Theologen seine Schriften trotzdem zukommen zu lassen. Bald nach der zuerst genannten Schrift sah ich wieder ein Werk von Barth unter dem Decktitel „Übersetzungen aus Calvin“. Diese Bücher waren die Veranlassung, daß ich einmal versuchte, mir ähnliche Werke, die im Laufe der Jahre durch meine Hände gegangen sind, ins Gedächtnis zurückzurufen.

Mancher der älteren Leser wird sich vielleicht noch an die Schrift des Münchener Professors Quidde „Caligula“, eine Studie über den römischen Cäsarenwahnsinn erinnern. Das Werk trat im Gewande einer altklassischen historischen Schrift auf und belegte seine Ausführungen mit einem gelehrten Apparat von Zitaten griechischer und römischer Autoren. In Wirklichkeit behandelte es die Person Wilhelms II. Die Vermummung war aber doch wohl zu durchsichtig; der Verfasser wurde wegen Majestätsbeleidigung angeklagt und zu einer Gefängnisstrafe verurteilt. Zu erwägen wäre meines Erachtens dabei noch, ob nicht die Spürnase, die den Zusammenhang zwischen Wilhelm II. und Caligula entdeckte, sich nicht einer noch schlimmeren Majestätsbeleidigung schuldig gemacht hatte.

Dann fand ich einmal ein „Deutsches Kochbuch für Leckermäuler“ von einem Freiherrn von Halberg, das 1819 erschienen und „Den noch lebenden Gänsen, Hühnern, kurz allen wohlschmeckenden Bestien“ gewidmet war. In Wirklichkeit handelte es sich um die illegal verbreitete Schrift eines rheinischen Liberalen, die sich gegen Mißstände in der Verwaltung des seit 1813 preußischen Rheinlandes wandte.

Ein Zensuredikt von 1788, das 1819 erneuert wurde, schrieb die Zensur aller Schriften mit einem Umfange von weniger als 15 Bogen vor. Friedrich Wilhelm III. verschärfte die Bestimmung, indem er die zensurpflichtige Bogenzahl auf 20 erhöhte. Erst das Jahr 1848 machte diesem Gesetz, das seinerzeit den freiheitlich gesinnten Schriftstellern, vor allem des Vormärz, viel Kopferbrechen verursachte, ein Ende. Auf mannigfache Weise versuchten die politischen Schriftsteller um die Klippe der 20 Bogen herumzusteuern und

der Zensur zu entgehen. Georg Herwegh veröffentlichte 1843 „Einundzwanzig Bogen aus der Schweiz“, die die Verhöhnung der politischen Zensur offenkundig genug schon im Titel zeigten. Die meisten Exemplare wurden schon an der Schweizer Grenze beschlagnahmt; einige davon trugen den Titel „Deutschlands Beruf in der Gegenwart“. Die zweite Auflage erschien dann unter dem besonders harmlos klingenden Titel „Stunden der Andacht“. Das Buch enthält meist anonyme oder mit den Initialen der Verfasser gezeichnete Beiträge von David Friedrich Strauß, Friedrich Engels, Bruno Bauer und von Moses Heß, dem Hauptvertreter des sogenannten philosophischen Sozialismus. Von Heß stammt das Wort „Ihr schmutzigen Seelen, die ihr unfähig seid, euch zur großen Idee des Sozialismus zu erheben: wir wollen nicht ‚teilen‘, wir wollen ‚vereinigen‘.“

Unter dem Zwange des obengenannten Edikts wurde eine Ausgabe von Freiligraths Zeitgedichten „Ein Glaubensbekenntnis“, deren Material knapp für 15 Bogen ausreichte, stark gestreckt, um das zensurfreie Format zu erreichen. Die Ausstattung des Buches in seiner splendiden Papierverschwendung erinnert geradezu an moderne Luxusdrucke. Aus dem gleichen Grunde suchte Heinrich Heine 1827 den zweiten Band der „Reisebilder“ zu retten, indem er den Umfang des Werkes, das ursprünglich nur die „Ideen — Das Buch Le Grand“ enthalten sollte, durch „Briefe aus Berlin“, „Nordseelieder“ und ein Prosafragment so weit vergrößerte, daß die notwendigen 20 Bogen erreicht wurden.

Ein ganz besonderer Fall für die preußische Polizei war Heinrich Laube. Seine 1833 veröffentlichten „Politischen Briefe“, die auf der Zensurliste standen, erschienen deshalb für Preußen unter dem Titel „Briefe eines Hofraths oder Bekenntnisse einer jungen bürgerlichen Seele“. Aber auch dieser Titel konnte nicht verhindern, daß die Zensur sich sehr bald mit dem Werk beschäftigte.

Adolf Glasbrenner, der bekannte Berliner humoristische Schriftsteller, der unter dem Pseudonym „Brennglas“ schrieb und der geistige Vater des „Eckens-tehers Nante“ war, ist vor allem durch seine von Hosemann illustrierte Schriftenreihe „Berlin, wie es ist und — trinkt“ bekannt geworden. Diese Hefte fanden soviel Beifall, daß fast jede größere deutsche Stadt glaubte, es ihrem Lokalpatriotismus schuldig zu sein, sich eine Nachahmung zulegen zu müssen. Er gab von 1846 bis 1865 einen „Komischen Volkskalender“ heraus, von dem der Jahrgang 1852 verboten wurde. Mit Hilfe der sächsischen Regierung wurde der größte Teil der Auflage in Leipzig beschlagnahmt. Darauf ließ der Verleger in Braunschweig eine neue Auflage drucken, die den Titel „Der Prophet“ trug.

Diese kleine Blütenlese zeigt, eine wie wichtige Waffe das Buch in den politischen Kämpfen der verschiedenen Zeiten war, wie Unterdrückung und Verfolgung im Grunde nicht viel mehr erreichten, als den Scharfsinn und den Erfindungsgeist der Verfolgten zu wecken. Erst dem Hitlerregime gebührt der traurige Ruhm, die Organisation der Zensur zu einer solchen Vervollkommenung gebracht zu haben, daß die Friedhofsstille des Todes sich über das gesamte freiheitliche Schrifttum ausbreitete. Die Überwachung von Presse und Literatur ist eine der furchtbarsten Waffen gewesen, mit der es jede Opposition zum Verstummen brachte. Mir ist jedenfalls kein in Deutschland illegal erschienenenes Druckwerk aus den allerletzten Jahren des Hitlerregimes bekannt geworden.

Ein unbekannter Heinrich Heine?

Im Jahre 1839 erschien in Braunschweig bei Georg Westermann ein etwa 380 Seiten starker Band „Geschichte der arbeitenden und der bürgerlichen Klassen“ von Adolphe Granier von Cassagnac. Nach dem Französischen und mit einem Vorwort begleitet von H. H.

Der Verfasser Adolphe Granier war Redakteur der in Paris erscheinenden Zeitschriften „Globe“ und „Journal des Débats“ und hatte einen bekannten Namen als Journalist. Die „Grande Encyclopédie“ nennt ihn einen „rauen und bissigen Kritiker“. Er war ein begeisterter Anhänger des Ministeriums Guizot, des Ministeriums, das dem damals in Paris lebenden Heinrich Heine ein Jahresgehalt aussetzte, man kann wohl annehmen, nicht ohne Mitwirkung seines Freundes Granier. Das obengenannte Werk ist der erste Teil eines auf zwei Bände angelegten Geschichtswerkes; der zweite Band erschien unter dem Titel „Histoire des classes nobles“ und wurde nicht ins Deutsche übersetzt. Die vorliegende „Geschichte der arbeitenden und bürgerlichen Klassen“ ist alles andere als revolutionär, vielmehr stockkonservativ. Der Verfasser zieht aus der Tatsache, daß Spuren der Sklaverei bereits in allerfrühesten Zeiten nachweisbar sind, den Schluß, daß „die Sklaverei aus dem Schoße der frühesten Familie hervorgegangen und folglich nicht ursprünglich ein Werk von Menschenhand sei“. „Daß wenn Arme und Reiche sind, die Reichen ihr Vermögen nicht auf Kosten der Armen zusammengerafft haben, und daß, wer Hunderttausend in Renten besitzt, nicht für die Noth derer kann, die Hungers sterben.“

Bei den Nachforschungen nach dem Übersetzer befestigte sich mehr und mehr die Vermutung, ob sich hinter den Initialen H. H. nicht Heinrich Heine verbergen könne. Es gibt vorläufig keinen absolut zwingenden Beweis für diese Annahme, wohl aber eine ganze Reihe von Indizien, die dafür sprechen; andererseits aber keine einzige wirklich durchschlagende Tatsache, die als Gegenbeweis dienen könnte. Alle Quellen, die man heranziehen könnte, schweigen oder sind vernichtet. Die Archive des Verlages Westermann sind durch die Kriegereignisse zerstört, Heine hat bekanntlich einen großen Teil seines Briefwechsels selbst vernichtet, Anfragen bei den Bibliotheken in Paris, Braunschweig und Wolfenbüttel brachten keine Ergebnisse.

Welche Tatsachen sind es nun, die für eine Möglichkeit der Übersetzerschaft Heines sprechen und ihn als den Verfasser des Vorwortes erscheinen lassen können?

Zuerst einmal die Richtung seiner Studieninteressen, die ihn wohl zur Abfassung des Vorwortes befähigten. Er hatte Jura studiert und daneben historische und soziologische Studien getrieben. In Berlin hörte er den von ihm verehrten Hegel und besuchte bei Gans Vorlesungen über Naturrecht. Unter dem Einflusse von Gans schrieb er ein „Staatsrecht im Mittelalter“, das er aber nicht beendete und das er 1822 vernichtet haben soll. In Bonn hörte er Kollegs über Staatsrecht und Kulturgeschichte bei Hüllmann, der in den Fußnoten des deutschen Vorworts dreimal zitiert wird. Heine bewegte sich in Paris vielfach in politischen Kreisen; auch seine Beziehungen zu den Sozialisten seiner Zeit sind bekannt. Mit den Initialen H. H. hat er häufig

Zeitschriftenaufsätze unterzeichnet, so meiner Erinnerung nach in dem mir augenblicklich nicht zugänglichen Pariser „Vorwärts“ und in den „Deutsch-Französischen Jahrbüchern“ von Marx und Ruge.

Daß das Werk nicht wie seine anderen Arbeiten bei Hoffmann & Campe erschien, war aus verschiedenen Gründen naheliegend. Die Beziehungen zwischen Heine und dem ersten Verleger Campe hatten sich seit 1837 immer mehr verschlechtert. So schreibt Heine: „Trotz all meinem deutschen Renommée müßte ich vermodern, wenn ich nur Hoffmann & Campe zu Zahlmeistern hätte“, er wirft Campe zu große Nachgiebigkeit der Zensur gegenüber vor, der zuliebe der Verleger seine Schriften verstümmele und entstelle. Seinen Höhepunkt erreichte sein Zorn durch einen Schmähartikel Wehls „Heinrich Heine in Paris“ (1838) in der bei Campe erscheinenden, von Gutzkow herausgegebenen Zeitschrift „Der Telegraph für Deutschland“, für die Heine selbst noch Beiträge geliefert hatte. Heine war, auch durch andere Vorfälle gereizt, empört, und sein lange verhaltener Groll über das zweideutige Verhalten des Verlegers machte sich Luft in einem „Offenen Brief an Julius Campe“ vom 8. April 1839. Alles Gründe, die Heine veranlassen mußten, gerade um 1839, dem Erscheinungsjahr der deutschen Übersetzung des Granierschen Werkes den Verlag Campe zu verlassen. Dazu kamen die immer wachsenden Schwierigkeiten, die die Zensur Heine bereitete. Er schreibt z. B. am 24. März 1839 an Meyerbeer: „Ist es nicht entsetzlich, daß eine Regierung ohne Urteil und Recht mir mein Vermögen nimmt, neuerlich mir die Exploitation meines Namens verhindert ... Künftig geben Sie kein Manuskript von mir aus den Händen, an niemanden, wer es auch sein könnte; wenn Sie die Zensur nicht umgehen können, geben Sie es da zur Zensur, wo ich deren Liberalität im voraus ermittelt (z. B. in Leipzig, in Stuttgart ist völlige Preßfreiheit).“

Gegen seine Übersetzerschafft könnte man einwenden, der Stil des Vorwortes sei unheimlich in seiner nüchternen Sachlichkeit. Aber auch die Sprache Graniers, des Verfassers, ist streng sachlich, ohne die geringste satirische Beimischung, obwohl seine sonstigen Arbeiten voll Witz und Ironie sind.

Wahrscheinlich hat Heine, der ja bekanntlich in dauernden Geldverlegenheiten war, die Übersetzung aus wirtschaftlichen Gründen übernommen und legte keinen Wert darauf, sich durch seinen Stil zu verraten; einmal um nicht die Verbreitung in Deutschland durch die Zensur, die bei einer Mitarbeiterschafft Heines sofort eingegriffen hätte, zu erschweren, dann aber auch, weil er diese Übersetzertätigkeit für unter seiner Würde hielt und er sich trotz seiner vielfach schillernden politischen Haltung doch nicht hinter die Meinungen des Verfassers stellen wollte.

Gerade um 1839 war Heines literarische Schaffenskraft durch die Tagesnöte, die ihm aus den Verfolgungen und Schikanen der Zensur, durch Geldschwierigkeiten, Zänkereien mit seiner Familie, die häusliche Misere und schlechte Gesundheit, politische und literarische Kabalen entstanden, so gut wie gelähmt. Auch aus diesem Grunde wäre es durchaus denkbar, daß er, um den drückendsten Geldsorgen zu entgehen, diese Übersetzerarbeit angenommen hatte.

Utopien aus zwei Jahrtausenden

Eines der interessantesten Kapitel in der Geschichte des menschlichen Geistes sind die Träume von Glück, Schönheit, Wahrheit, Gerechtigkeit, die Träume vom besten Staat, die in den Utopien der verschiedensten Zeiten niedergelegt sind. Der Blick auf die Unzulänglichkeit und Ungerechtigkeit im Miteinanderleben der Menschen, der Druck von Hunger, Armut und Unwissenheit, unter dem er selbst oder seine Brüder litt, erweckten in dem die Dinge betrachtenden und durchdenkenden Menschen immer wieder von neuem die Sehnsucht nach einer Welt, die, von diesen Geißeln frei, das Leben der Menschen gerecht und glücklich gestalten sollte. Solche Träume in mehr oder minder deutlicher Form hat der Mensch aller Zeiten geträumt, und ohne sie lebten wir noch heute in Höhlen und fürchteten uns statt vor der Atombombe vor Ochs und Ur; aber während der „kleine Mann“ sich mit Wünschen und Seufzen begnügt und der „Unternehmer“ (das Wort einmal in seiner buchstäblichen Bedeutung genommen, einer der etwas unter sich nimmt und etwas damit macht) seinen Traum in die Wirklichkeit umzusetzen versucht, gibt es dann noch einige — man nennt sie Dichter —, die sich nicht mit Seufzen und Wünschen, aber auch nicht mit der notwendigerweise immer real begrenzten Tat begnügen, sondern die mit den Segeln ihrer Phantasie hinausschweifen zu fernen Küsten und, wiederkehrend, ihre Beute an den Strand schütten, und wir können dann mit der weisen Miene des Zuhausegebliebenen feststellen, ob es Gold und Perlen oder ganz gewöhnliche Muschelschalen sind, die sie uns mitbringen.

Die Menge der auf uns gekommenen Träume von der Vollkommenheit des menschlichen Lebens ist so groß, daß es natürlich nicht möglich ist, sie auf diesem begrenzten Raume aufzuzählen. Ich will nur versuchen, einige der interessantesten Versuche wiederzuerzählen, und es bleibt dem Geschmacke des Lesers überlassen, welchen dieser Träume er sich auswählen will, um ihn selber weiterzuträumen. Unsere heutige Situation ist solchen schweifenden und suchenden Gedanken ja besonders günstig. Immer wieder findet man ja in den utopischen Romanen die gestrandete Schiffsmannschaft, die, auf eine unwirtliche Insel verschlagen, nun versuchen muß, ihr Leben neu aufzubauen. Wohl ihr, wenn Gedanken der Weisheit und Gerechtigkeit dabei ihre Ratgeber sind!

Eine der ältesten und dabei bedeutendsten der auf uns gekommenen Utopien ist Platons „Staat“ und die dazugehörigen „Gesetze“.

Im 2. Kapitel seines Buches vom Staat sagt Plato: „Ein Staat bildet sich meiner Meinung nach aus dem Grunde, weil kein Mensch sich selber genug ist. Wir alle haben einander nötig“. Das bedeutet bei Plato: Der Mensch ist ein gespaltenes Wesen; seine Seele ist dreifach gespalten in 1) Vernunft; 2) edle Leidenschaften: Mut, Zorn, Ehrgeiz; 3) die niedrigen: Begierden und Triebe. Kein einzelner Mensch ist Mensch in vollendeter Ganzheit, deshalb müssen sich die vielen einzelnen zusammentun, um in ihrer Gesamtheit die Entfaltung wahrer Menschlichkeit zur Darstellung zu bringen. Da jeder einzelne ein Glied am Leibe des Ganzen ist, darf er in seinen Beschäftigungen nicht zügellos umherschweifen, sondern darf nur das tun, wozu er durch seine natürlichen Anlagen bestimmt ist, weil nur so die Gesundheit des Ganzen gewährleistet

ist. Das ist nach Plato Gerechtigkeit, die das Leitziel des Staates sein soll: Daß jeder das Seine tue. Dreigeteilt wie die menschliche Seele ist nun auch der Staat. Es gibt in ihm 1) die Weisen und Herrscher (— Vernunft); 2) die Krieger oder Wächter (— edle Leidenschaften); 3) die gewerbetreibenden, geldverdienenden Untertanen (— niedere Triebe). In dem Buche vom Staat beschäftigt sich Plato mit den beiden ersten Klassen, die dritte Klasse wird in den „Gesetzen“ mit ihrer Wirtschaftsordnung behandelt.

Herrschen soll der von der Natur dazu Begabte, der durch eine strenge, wohlüberlegte Schule dazu erzogen wurde, das heißt die Philosophen. Der platonische Philosoph ist nun aber nicht mit unserem Fachgelehrten identisch, sondern er ist der Mensch, der sich aus dem Schein zur Wirklichkeit erhebt. Nur der Philosoph bedarf der Freiheit und nur er kann sie ertragen, die Unmündigen — und die Masse der Menschen bleibt zeit ihres Lebens in diesem Stande — bedürfen der Zucht und überlegenen Lenkung. Aus dieser Schau des Aristokraten, der sich dem gewerbetreibenden oder landarbeitenden Bürger weit überlegen fühlte — der Sklave wurde überhaupt nicht erwähnt — ergibt sich die strenge Regelung des gesamten Lebens im platonischen Staat. Die Erziehung der Jugend wird vom Staate sehr ernst genommen, d. h. nur die der beiden ersten Stände, von der des dritten Standes ist eigentlich nirgends die Rede; es wird nur gesagt, daß darauf zu achten ist, daß unwürdige Kinder in den dritten Stand versetzt werden sollen, umgekehrt aber besonders gut veranlagte Kinder des dritten Standes in die oberen erhoben werden können.

Bereits vor der Geburt regelt eine strenge Zuchtwahl das Leben des Kriegers oder Wächters. Ehe und Privateigentum sind abgeschafft. Der Staat führt die zukünftigen Eltern zusammen, und zwar sollen die vortrefflichsten Männer den besten Frauen zugesellt werden, und damit keine Mißstimmung bei den Zuteilungen entstehe, solle offiziell das Los entscheiden, heimlich aber der Fall des Loses gelenkt werden. Sofort nach der Geburt werden die Kinder den Müttern weggenommen und in staatlichen Erziehungsanstalten untergebracht, körperlich minderwertige werden ausgesetzt. Niemand kennt seine leiblichen Eltern oder Geschwister, alle sollen einander als eine große Familie betrachten, so hofft Plato die Eintracht unter den Kriegern zu stärken. Da es keinen Privathaushalt gibt, da alle gemeinschaftlich verpflegt werden, keine Kinderaufzucht und -erziehung, ist der Frau dieses Betätigungsfeld genommen. Sie ist deshalb bei Plato — wenigstens im Stande der Krieger — nichts anderes als ein Mann mit etwas geringeren Körperkräften, der zufällig auch manchmal Kinder gebiert. Im übrigen wird sie genau so erzogen wie der Mann und zieht genau so wie er (und übrigens auch die Kinder) in den Kampf — „denn auch Hündinnen sind ja zur Jagd geeignet“.

Erziehung heißt bei Plato: Gymnastische Erziehung des Körpers, musische Erziehung der Seele, wobei die musische Erziehung der körperlichen vorangeht. Dichtung und Musik ebenso wie die bildenden Künste sollen die Kinder gottesfürchtig, tapfer, frei von Todesfurcht, wahrhaftig, beherrscht im Genießen machen, deshalb unterliegen sie einer strengen Zensur, und alles, was diesen Zielen nicht entspricht, muß den Kindern ferngehalten werden. Stellen aus Homer, Hesiod, Aischylos werden zur Erläuterung dessen angeführt, was man den Zöglingen nicht zugänglich machen darf; Melodie und Rhythmus dürfen nicht weichlich und klagend sein; zwei Tonarten sind allein zulässig: die gewalttätige und die milde. Die gymnastische Erziehung soll den Körper, der bereits durch eine kräftige Seele aufs schönste vervollkommenet wurde, gesund und widerstandsfähig machen. Besorgte Ärzte, die den Patienten „das Sterben lang machen“, und scharfsinnige Richter lehnt Plato ab; beide sollen

sich nur der an Leib und Seele wohlgearteten Bürger annehmen, dazu brauchen sie keine kniffligen Künste.

Aus den Reihen der Krieger werden sorgfältig die Tüchtigsten für die Leitung des Staates ausgewählt, auch die Frauen sind hiervon nicht ausgeschlossen. Den Lenkern des Staates obliegt es auch, darüber zu wachen, daß der Staat nicht zu groß wird und darüber seine Einheitlichkeit verliert.

„Wächst der Staat auf diese Weise und wird recht verwaltet, so erhält jeder Stand von selbst seinen Anteil am Glück“.

Gibt Plato im „Staat“ gewissermaßen seine staatswissenschaftlichen Ideen, so sind die „Gesetze“ der dazugehörige wirtschaftswissenschaftliche Teil.

In der Mitte des Landes liegt „die Stadt“, in der ein komplizierter Beamtenstab die Verwaltung aufs genaueste regelt. Das Land ist in 5040 Lose aufgeteilt, deren Größe sich nach der mehr oder minder guten Bodenbeschaffenheit richtet. Es ist unveräußerlicher Familienbesitz, der auf den ältesten Sohn oder, mangels männlicher Erben, auf die älteste Tochter bzw. den Schwiegersohn vererbt wird. Die jüngeren Söhne sollen nach Möglichkeit von kinderlosen Familien adoptiert werden, notfalls müssen sie auswandern und kolonisieren. Männer müssen zwischen dem 25. und 35., Frauen zwischen dem 18. und 20. Jahre heiraten, kinderlose Ehen werden getrennt. Das Privateigentum ist zugelassen, darf aber bestimmte Grenzen nicht übersteigen. Es gibt kein Gold- oder Silbergeld, die Landesmünze ist an sich wertlos. Darlehen sind dadurch so gut wie unmöglich gemacht, daß es kein Mittel gibt, einen Schuldner zur Bezahlung zu zwingen. Kein Bürger oder Sklave eines Bürgers darf Handel oder Gewerbe treiben, beides ist nur fremden Schutzgenossen erlaubt, die aber sowohl ihrer Zahl nach, als auch bei der Ausübung ihrer Tätigkeit strengen Regeln unterliegen. Das Bestreben des Staates soll sein, die Menschen glücklich zu machen, nur gute Menschen aber können glücklich sein. Man kann nicht zwei Dinge auf einmal tun, gleichzeitig nach Tugend und Besitz streben. Religiöse Feiern und gymnastische Wettkämpfe sollen den Sinn der Bürger auf edle Dinge lenken. Reisen sind den Bürgern vor dem 40. Jahre völlig verboten, später nur zu öffentlichen Zwecken erlaubt, auch fremde Reisende sollen dem Lande möglichst ferngehalten werden.

Wie im Menschen die Vernunft die Leidenschaften, die edlen sowohl wie auch die niedren Triebe beherrschen muß, so müssen auch im Staate die Weisen über die Masse des Volkes herrschen, wenn Gerechtigkeit verwirklicht werden soll. Das ist der Leitsatz der platonischen Staatsidee.

In der antiken Literatur gibt es noch verschiedene meist bruchstückhaft erhaltene Werke, die man zu den Utopien rechnen könnte, von denen aber keines an Plato heranreicht.

Im Mittelalter gibt es kaum utopische Literatur, die geistige Haltung in dieser Zeit wurde völlig von der Kirche bestimmt und das Christentum ist seinem innersten Wesen nach antiutopisch. Es kennt die Grenzen, die dem Menschen gesetzt sind, zu genau, als daß die Verwirklichung der Träume vom Tausendjährigen Reich durch Menschen sich auf seine Autorität stützen dürften. Es ist nun sehr interessant zu sehen, daß die erste Utopie, die sich Plato an die Seite stellen kann, im Jahre 1516 erschien, als durch die Renaissance und den Humanismus die Bindungen sich zu lockern begannen.

Die „Utopia“ des Thomas Morus ist wohl das bekannteste und berühmteste Werk über das Problem des besten Staates. Der große Eindruck, den es auf die Leser der verschiedenen Zeiten gemacht hat, führte dazu, ihren Namen einer ganzen Literaturgattung beizulegen. Ja, wir sprechen heute von Utopien

auf Gebieten, die mit Politik oder Staatswissenschaft nicht das geringste zu tun haben.

Thomas Morus war ein Renaissancemensch im englischen Stil. Bei ihm entlud sich das gewaltige Lebensgefühl seiner Zeit nicht im Rausch der Tat, wie bei seinen italienischen Zeitgenossen, sondern, auf das Echte und Einfache, auf das Vernünftige gestellt, bildet sich eine Persönlichkeit feinsten Prägung, genährt an den frisch aufbrechenden Geistesquellen der neuentdeckten klassischen Literatur, im Gedankenaustausch mit den Besten seines Landes und der Welt; die dabei gewonnenen Kräfte und Erkenntnisse aber nun nicht eigensüchtig verschließend, sondern im aktiven politischen Handeln ausströmend. Sein mutiger Bekennterod krönt das Leben dieses wahrhaft bedeutenden Mannes.

Wir können heut nicht mehr feststellen, wie weit der Politiker Morus hinter den Ideen der Utopia stand. Er hat, sicher mit besonderer Absicht, die unverbindliche Form einer Reiseerzählung gewählt und seinem Berichterstatte den Namen Hythlodæus (— leeres redend) gegeben. Aber schon die Einleitung, die sich mit durchaus konkreten Mißständen seiner Zeit beschäftigt, zeigt, daß es sich auf keinen Fall um bloße, unverbindliche Gedankenspiele handelt.

Utopia ist eine massig große, ursprünglich mit dem Festlande zusammenhängende Insel, die der Staatsgründer Utopus dadurch isolierte, daß er die verbindende Landzunge durchstechen ließ. Die so entstandene Insel hat 54 etwa gleich große und gleichmäßig verteilte Städte. In der zentral gelegenen Hauptstadt kommen die Vertreter aller Städte jährlich einmal zusammen. Alle Städte sind von Ackerland umgeben, das im zweijährigen Turnus von allen Bürgern mit Hilfe von Sklaven bebaut wird. Prinzipiell sind die Städte einander gleich, und ihre Häuser wechseln alle zehn Jahre die Besitzer. Je dreißig Haushaltungen wählen jährlich einen Phylarchen, von denen je zehn wieder unter einem Protophylarchen stehen. An der Spitze der Stadtverwaltung stehen vier auf Lebenszeit gewählte Fürsten. Die Gesamtvertretung aller Städte bildet der Große Rat der Insel. Außer der Landwirtschaft, die jeder Bürger zeitweilig betreibt, müssen alle, auch die Frauen, ein Handwerk erlernen. Der Arbeitstag hat sechs Stunden, niemand darf müßig gehen. Die reichliche Freizeit darf jeder nach Belieben verwenden, die meisten widmen sich in ihr geistiger Arbeit. In den Frühstunden werden öffentliche Vorlesungen abgehalten, an denen jeder teilnehmen darf. Wer jedoch keine Neigung zu geistiger Tätigkeit verspürt, kann sich statt dessen auch in dieser Zeit mit seinem Handwerk beschäftigen. Nach dem Abendessen, das gemeinsam in öffentlichen Hallen eingenommen wird, verbringen die Bürger eine Stunde mit Sport und Spiel, im Gespräch oder mit Musik. Ein Teil der Bürger darf geistige Berufe erwählen, wer dabei die in ihn gesetzten Erwartungen nicht erfüllt, muß wieder zur Handarbeit zurückkehren, während es andererseits vorkommt, daß strebsame Handwerker in ihrer Mußezeit mit solchem Erfolg ihre Studien betreiben, daß sie in die Klasse der literarisch Gebildeten versetzt werden können. Aus diesem Stande werden Priester, Beamte und die Fürsten gewählt.

Die Bürgerschaft besteht aus Familienverbänden, die nicht weniger als zehn und nicht mehr als 16 Erwachsene umfassen sollen. Notfalls findet zwischen den einzelnen Familien und den einzelnen Städten ein Austausch statt. Ein etwaiger Menschenüberschuß gründet auf dem Festlande Kolonien, nach Möglichkeit im gütlichen Einvernehmen mit den Ureinwohnern, notfalls aber mit kriegerischer Gewalt. In den Städten befinden sich Warenlager, in denen Nahrungsmittel und die Produkte aller Handwerker aufbewahrt werden. Hier

fordert jeder Familienvorstand an, was er für seine Hausgenossen braucht. Das Vieh wird außerhalb der Stadt von Sklaven geschlachtet und das gereinigte Fleisch in die Stadt gebracht. Die Bürger dürfen nicht schlachten, damit ihr Mitleidsgefühl nicht abgestumpft wird. Je dreißig Familien sind zu einer Küchengemeinschaft zusammengeschlossen, die von einem Küchenmeister gepflegt wird. Die besten Lebensmittel erhalten die Krankenhäuser, die vorzüglich eingerichtet sind und außerhalb der Stadtmauern liegen. Es ist niemandem verwehrt, sich selbst zu beköstigen, die gemeinsamen Mahlzeiten in den schönen Sälen bieten aber soviel besseres Essen, als man sich selbst herstellen könnte, daß kaum jemand die unnütze Mühe des Kochens auf sich nimmt. Mütter mit Säuglingen speisen in besonderen Sälen.

Wer innerhalb des Landes reisen will, erhält auf sein Ersuchen Urlaub. Das Umhertreiben ohne ordentlichen Urlaub wird mit Züchtigung, im Wiederholungsfalle mit Verstoßung in die Sklaverei bestraft.

Von allen Lebensmitteln und Warenerzeugnissen wird ein Vorrat für zwei Jahre aufgestapelt, der dann noch verbleibende Überschuß wird ausgeführt und gegen im Lande fehlende Waren, vor allem aber gegen Silber und Gold für den Staatsschatz eingetauscht. Mit diesem Staatsschatze werben die Utopier im Kriegsfall ausländische Söldner an und versuchen, bevor sie sich zum Kriege entschließen, die Feinde zu kaufen oder zu entzweien.

Um aber unter ihren Bürgern kein Verlangen nach Gold oder Silber entstehen zu lassen, werden die Eßgeschirre zwar formschön, aber aus dem verhältnismäßig billigen Glas oder Ton hergestellt, Nachtgeschirre aber und die Fesseln der Sklaven aus Gold oder Silber; ebenso werden alle, die sich durch Verbrechen ehrlos gemacht haben, durch goldene Abzeichen gebrandmarkt. Perlen und Edelsteine, die sich im Lande finden, werden für den Putz der kleinen Kinder verwandt, und es wird für ein Zeichen des wachsenden Verstandes angesehen, wenn die Kinder freiwillig diesen Tand ablegen.

Zu Sklaven machen sie ihre eigenen Schwerverbrecher, außerdem kaufen sie im Auslande zum Tode Verurteilte billig auf. Dann gibt es Mietsklaven, das sind Ausländer, die es vorziehen, statt sich in ihrer Heimat in Freiheit zu plagen, unter verhältnismäßig leichten Bedingungen bei den Utopiern Sklavendienste zu leisten. Sie werden gut behandelt und entlassen, wenn sie den Wunsch danach haben.

Das Weib darf nicht vor dem 18., der Mann nicht vor dem 22. Jahre heiraten. Die Ehe wird heilig gehalten, der Mann hat das Züchtigungsrecht über die Frau.

Die Utopier haben nur wenige Gesetze und gar keine Advokaten. Die Beamten heißen nicht nur „Väter“, sondern bewähren sich auch als solche. Die Todesstrafe haben sie nicht, die schwerste Strafe ist die Verstoßung in die Sklaverei.

Bündnisse mit anderen Völkern schließen sie nicht; denn, so meinen sie, wer das natürliche Band der allgemeinen Menschlichkeit nicht achtet, wie wird der sich um Worte kümmern.

Den Krieg verabscheuen die Utopier als etwas höchst Bestialisches und verachten das Streben nach Kriegeruhm. Sie bilden aber doch sowohl Männer als Frauen militärisch aus, um im Notfalle nicht unvorbereitet zu sein. Der Krieg ist ihnen das äußerste Mittel, das nur angewandt wird, wenn alle anderen versagt haben. Jeder auch noch so glanzvoll gewonnene blutige Sieg gilt mehr oder weniger als Beschämung, dagegen errichten sie dem ein Siegesmal, der unter Vermeidung des Krieges die Feinde überlistet und unterworfen hat; denn, so meinen sie, mit bloßer Körperkraft kämpfen die wilden Tiere, nur der Mensch hat die Waffen der Vernunft und des Geistes. Deshalb arbeiten sie

auch im Kriege mit allen Waffen der Bestechung und Spionage in den Reihen der Feinde und setzen hohe Belohnungen für die Gefangennahme oder Beseitigung der geistigen Führer der Gegner aus. Dieses Verfahren, das viele Völker verwerfen, nennen sie klug und human, da sie mit dem Tode weniger Schuldiger das Leben vieler Unschuldiger erkaufen. Ihre Verbündeten unterstützen sie im Kampf freigebig mit Geld, dagegen nur höchst ungern mit Truppen, da sie das Leben ihrer Mitbürger dazu zu hoch schätzen. Deshalb führen sie auch ihre eigenen Kriege am liebsten mit fremden Söldnern, die ihnen für Geld und aus Kriegslust zulaufen. Für ihre Bürger besteht kein Dienstzwang zur Kriegführung außerhalb des Landes, nur wer sich freiwillig meldet, wird dazu eingezogen. Bricht der Krieg aber in das Land ein, so müssen alle teilnehmen, und es gilt als löblich, wenn in diesem äußersten Notfalle auch die Frauen mitkämpfen. So ungern sie in den Kampf gehen, so tapfer und zäh sind sie, wenn sie ihn einmal begonnen haben. Den einmal geschlossenen Waffenstillstand halten sie unverbrüchlich, eroberte Länder verwüsten oder plündern sie nicht.

Die religiösen Anschauungen sind auf der ganzen Insel verschieden und niemand darf in seinem Glauben angetastet werden. Dem christlichen Glauben, den sie durch die Erzählungen des Hythlodäus kennenlernten, zeigen sie sich sehr zugeneigt. Jede Art von Gewissenszwang ist verboten, nur der Zweifel an der Unsterblichkeit der Seele und an das Walten der göttlichen Vorsehung ist feierlich und streng untersagt. Denn einen Menschen, der so tief unter die Würde der menschlichen Natur auf die niedere Stufe einer elenden tierischen Körperlichkeit herabsinkt, halten sie für verächtlich und der gemeinsten Verbrechen fähig. Sie lieben das Leben, halten aber Todesfurcht für eine große Sünde und jemand, der sehr ungern stirbt, wird mit großer Trauer begraben. Dagegen werden die Toten, die getrost dahingegangen sind, feierlich und ehrfurchtsvoll bestattet, ihr Andenken wird in hohen Ehren gehalten und man glaubt, daß sie als unsichtbare Zeugen weiter an dem Leben ihrer Freunde und ihres Landes teilnehmen. Manche Gläubige übernehmen aus Frömmigkeit die schwierigsten und unangenehmsten Arbeiten und leben so — ohne sich um geistliche Zusammenhänge zu kümmern — nur dem Wohle ihrer Mitmenschen.

Die Priester und Priesterinnen sind sehr fromm und deshalb wenig zahlreich. Ihnen untersteht die Unterweisung der Jugend und die Verhängung der schwersten utopischen Strafe, der Ausschließung vom Gottesdienst. Im Kriege zieht ein Teil von ihnen mit ins Feld, betet um einen für keine Partei zu blutigen Sieg und verhindert das gesetzlose Wüten der aufgeregten Krieger. Die Gottesdienste sind sehr feierlich und musikalisch und liturgisch mit höchster Kunst gestaltet.

Es ist nun sehr interessant, daß wir in Plato und Morus gleich die beiden Antipoden des utopischen Gedankens vor uns sehen. Plato geht durchaus vom Staate, vom Ganzen aus. Der Staat ist eine große Erziehungsanstalt, die eine unbeschränkte Herrschaft über die Untertanen ausübt. Freiheit gibt es nur für die wenigen Herrschenden. Morus hingegen geht von dem Werte der Einzelpersonlichkeit aus. „Der Staat hat vor allem das eine Ziel vor Augen, für alle Bürger möglichst viel Zeit frei zu machen von der Knechtschaft des Leibes für die freie Pflege geistiger Bedürfnisse. Denn darin liegt das wahre Glück des Lebens.“ „Will aber einer, dessen Geist sich nicht zu den Höhen wissenschaftlicher Kontemplation versteigt, seine freie Zeit der Handarbeit widmen, so steht dem nichts im Wege, ja es gilt sogar als löblich, weil es dem Staate nützt.“ Er hat also wirklich für alle Veranlagungen Verständnis

und versucht jedem Individuum die Entfaltung seiner Persönlichkeit zu gewährleisten.

Auf der anderen Seite ist es auffällig, wie gering die Einschätzung anderer Völker bei den Utopiern ist. Vollwertiger Mensch ist eigentlich nur der gebürtige Utopier.

Die 2. Auflage der „Utopia“ erschien 1518 in Basel bei Froben; ebenfalls in Basel erschien 1524 die erste Übersetzung in eine fremde Sprache, und zwar ins Deutsche. Kautsky meint, daß die Führer der Wiedertäufer sowohl Plato als auch vor allem Morus gekannt hätten, so daß von diesen Werken Fäden zu dieser Bewegung führten.

Nach etwa 100 Jahren, 1620, erschien eine neue Utopie, die mit Recht neben ihre berühmten Vorgänger gestellt werden kann, es ist die „Civitas soli“ des Thomas Campanella.

Campanella war eine höchst interessante Persönlichkeit, deren Schicksale so bunt und verwickelt sind, daß man sie hier nur in den größten Umrissen wiedererzählen kann.

Er wurde 1568 in Kalabrien geboren. Bereits mit 13 Jahren konnte er über jedes ihm aufgegebenes Thema in Vers oder Prosa aus dem Stegreif diskutieren, eine Gabe, die zu seiner Zeit in höchster Achtung stand. Sein Vater hatte ihn zum Richter bestimmt und er begann in Neapel mit dem juristischen Studium. Das Studium der Theologen, vor allem des Thomas von Aquino und der Philosophen zog ihn mehr an als die Rechtskunde und so trat er mit 15 Jahren in ein Dominikanerkloster ein. Die Dominikaner waren stolz auf seine Gelehrsamkeit und hofften an ihm einen tüchtigen Streiter für die Ehre des Ordens, vor allem in ihrem geistigen Wettkampf mit den Jesuiten gefunden zu haben. Zehn Jahre lang durchzog er ganz Italien, über theologische und philosophische Fragen disputierend, und es heißt, daß er sich durch seine rhetorischen Erfolge den Haß der Jesuiten zugezogen habe. Kalabrien stand damals unter spanischer Herrschaft und er soll an einer Verschwörung gegen die Spanier entscheidend beteiligt gewesen sein. Im Jahre 1599 wurde er verhaftet und den grausamsten Folterungen unterworfen, die er standhaft ertrug, ohne ein Geständnis zu machen. 27 Jahre dauerte seine Gefangenschaft, die ihn durch 50 verschiedene Kerker führte. Nach und nach erhielt er einige Erleichterungen, er durfte geistig arbeiten, korrespondieren (er hatte einen großen Ruf als Astrologe, Könige holten seinen Rat) und Besuche empfangen. Hier im Kerker entstand, neben Werken der verschiedensten Art auch der „Sonnenstaat“. 1626 wurde er endlich freigelassen und ging zunächst nach Rom. Aber auch hier war er Verfolgungen ausgesetzt, so daß er 1634 nach Frankreich flüchtete. Er wurde Ludwig XIII. vorgestellt, der ihn als Berater für die italienischen Angelegenheiten in seine Dienste nahm, und in dessen Auftrag er dem Dauphin, dem späteren Ludwig XIV. bei der Geburt das Horoskop stellte. Im Jahre 1639 starb er.

Die „Civitas Solis“ ist ein Teil der Campanellaschen „Philosophia realis“; das Manuskript wurde von dem Verfasser, der ja im Kerker war, zwei deutschen Theologen übergeben und erschien 1620/23 in Frankfurt am Main.

Die Erzählung ist einem genuesischen Seefahrer in den Mund gelegt, der auf einer Insel im Indischen Ozean landet, und dort den Sonnenstaat entdeckt. Die Stadt liegt, stark befestigt, auf einem Hügel. Sie besteht aus sieben Festungsringen, die sich konzentrisch um einen Tempel schließen, der die Spitze des Hügels krönt. Ihr oberster Fürst ist der Priester Sol, dem die Minister Pon (Macht) für den Krieg, Sin (Weisheit) für kulturelle Angelegenheiten und Mor (Liebe) für alles was mit Fortpflanzung, Ernährung und Medizin

zusammenhängt, gleichberechtigt zur Seite stehen, und so die ersten Vorläufer der heutigen Fachminister sind. Den Obrigkeiten sind Beamte zugesellt, die Namen wie Großmut, Tapferkeit, Keuschheit, Heiterkeit, Tätigkeit usw. tragen. Zu diesen Ämtern wird erwählt, wer bereits als Kind Neigung zu der betreffenden Tugend zeigt. In der Sonnenstadt ist alles allen gemeinsam und wird von der Obrigkeit zugeteilt, es gibt keine Familie, weil sie die Keimzelle des Privateigentums ist. „Wenn sich aber die Selbstsucht, zwecklos geworden, verliert, da es kein Eigentum gibt, so bleibt nur die Liebe zum Gemeinwesen zurück.“

Grundlegend für das Individuum und sein Schicksal und damit für den Nutzen, den es für das Gemeinwesen hat, sind die Erbanlagen, deshalb spielt die Eugenik und auch die Astrologie eine große Rolle. Bereits vor der Geburt sorgt der Staat für das Kind, indem er die Zeugungspartner nach wohlüberlegten Gesichtspunkten zusammenführt. Die schwangeren Frauen werden mit schönen Bildern und Statuen umgeben. Die Mütter dürfen ihre Kinder zwei Jahre behalten, dann werden sie dem Staat zur Erziehung übergeben. Bereits mit zwei Jahren beginnt — wie im Scherz — der Unterricht, und hier haben die Solarier nun ein ganz eigentümliches System. Die sieben Mauern ihrer Stadt sind mit Säulengängen umgeben, und diese Wandelgänge sind mit Bildern geschmückt, und zwar jeder Ring aus einem anderen Gebiete, ja sie enthalten auch, unsere Museen vorwegnehmend, aufgestellte Anschauungsmittel. In diesen Wandelgängen werden die Kinder nun unterrichtet, wobei die Abbildungen und Gegenstände an den Wänden das Lehrbuch ersetzen. Übrigens haben sie ein einziges Buch, ein großes Kompendium aller Wissenschaften, „Weisheit“ genannt. Die Mädchen erhalten die gleiche Erziehung wie die Knaben, einen Grundsatz, den man durchgehend bei wohl allen Utopisten findet, so sehr sie sonst auch voneinander abweichen. Später treten neben die geistige Ausbildung, die auch sämtliche Künste umfaßt, auch körperliche Übungen, Handwerk und Landwirtschaft. Je mehr Handwerke jemand kann, um so größeres Ansehen genießt er. Das Unterrichtssystem durch praktische Anschauung ist so gut, daß die Schüler in einem Jahre oft mehr lernen, als bei anderen Völkern in 10 bis 15 Jahren. Der höchste Beamte Sol oder Metaphysikus muß die gesamte geistige, künstlerische und handwerkliche Bildung seiner Zeit beherrschen oder doch zum mindesten übersehen können. Die neben ihm stehenden Würdenträger müssen neben Philosophie, Geschichte, Politik, Physik die in ihr Fach schlagenden Gebiete auf das Genaueste beherrschen, für die übrigen Gebiete „genügen“ theoretische Kenntnisse.

Die Solarier sind nie allein, sondern stets in Gruppen vereinigt. Alle tragen eine mit den Jahreszeiten wechselnde Einheitskleidung und speisen gemeinsam nach unter medizinischer Aufsicht zusammengestellten Küchenezzetteln. Sie werden gewöhnlich bis zu 100 Jahre alt, man hofft aber, die Lebensgrenze bis zu 200 Jahre hinaufschieben zu können. Da alle arbeiten, genügt eine tägliche Arbeitszeit von vier Stunden, der Rest des Tages bleibt für Spiele und die geistige Fortbildung. Kein Spiel ist erlaubt, das im Sitzen ausgeübt wird.

Geld ist in der Sonnenstadt unbekannt, mit dem Auslande wird Tauschhandel getrieben. Fremde werden ehrenvoll aufgenommen und können nach einer Prüfung Bürger werden.

Den Krieg lehnt Campanella durchaus nicht ab. Er kann erklärt werden, wenn dem Lande offenes Unrecht geschieht oder Hilfsansprüche von anderen Staaten gestellt werden. Vorher muß aber in öffentlicher Versammlung Grund und Berechtigung des Krieges dargelegt und dem Feinde ein befristetes Ultimatum gestellt werden. Der unterlegene Feind wird milde behandelt,

etwa notwendig werdende Bestrafungen müssen am Tage des Sieges vollstreckt werden. Während des Krieges hat „Macht“ diktatorische Befugnisse.

Ihr Recht geht nach dem Grundsatz „Auge um Auge, Zahn um Zahn“. Es gibt keine schriftlichen Klagen, nur mündliche Verhandlungen. Ein notwendig werdendes Todesurteil wird erst vollstreckt, wenn der Verurteilte einsieht, daß er es verdient hat. Die Beichte spielt eine große Rolle, durch sie erhalten die Behörden Kenntnis von etwa eingreifenden Übelständen.

Die vier höchsten Beamten danken von selbst ab, wenn sie zu der Überzeugung gekommen sind, daß ein anderer ihr Amt besser versehen würde.

Campanella zeigt in vielen Zügen seiner Utopie eine erstaunliche Selbstständigkeit und Weltoffenheit; trotzdem kann man sich nicht vor der Tatsache verschließen, daß der ganze Sonnenstaat eigentlich ein großes Kloster ist, in dem die Mönche nur von dem Gelübde der Keuschheit entbunden sind. Von persönlicher Freiheit ist hier überhaupt nichts zu spüren, man denke nur an die Bestimmung, daß die Solarier nie allein sein dürfen!

Wie bereits erwähnt, schrieb Campanella die „Civitas Soli“ im Gefängnis und gab das Manuskript einem deutschen Besucher, wahrscheinlich, damit dieser einen Verleger dafür suche. In Tübingen erhielt ein protestantischer Geistlicher, Johann Valentin Andreae, Einblick in die Schrift und wurde dadurch veranlaßt, ein evangelisches Gegenstück zu dem Werk des Katholiken zu verfassen, das schließlich noch vor dem Original im Druck erschien.

Auch Andreae hatte ein bewegtes Leben hinter sich, wenn es auch nicht an die gewalttätige Buntheit Campanellas heranreicht, ebenso wie auch sein Geist in keiner Weise die Originalität und Kühnheit seines Vorbildes erreicht. Das Werk besteht aus 100 kurzen Kapiteln, die die Beschreibung der Staatseinrichtungen mit theologischen Abhandlungen verknüpfen.

Seine Christenstadt (Christianopolis, erschienen 1622) ist schon rein äußerlich eine genaue Nachahmung der Sonnenstadt, nur daß die Mauern diesmal nicht rund, sondern quadratisch angelegt sind. An der Spitze stehen nicht vier, sondern drei Beamte, ein Priester, ein Richter und ein Wissenschaftler. Die von Campanella abgeschaffte Ehe wird von Andreae wieder eingeführt, seine Staatslenker sind mit den Damen Gewissen, Vernunft und Wahrheit verheiratet. Andreae ist viel individualistischer als Campanella, so gibt es bei ihm auch wieder Einzelhaushaltungen. Das Werk ist im Stile der Zeit allegorisch aufgeputzt, teilweise vielleicht auch etwas pedantisch und kleinbürgerlich. Der große Schwung des Südländers fehlt dem schwäbischen Pastor völlig. Er hatte einige Zeit in Genf zugebracht und die dort herrschende Kirchenzucht und geistliche Gewalt hat ihn wohl so beeindruckt, daß das Campanella'sche Werk einerseits seine Bewunderung, andererseits aber auch seinen Widerspruch herausfordern mußte und daß eben dieser Widerspruch sich in der „Christianopolis“ Luft machen mußte. Es gibt auch hier kein Privateigentum, die Ausbildung ist für Knaben und Mädchen die gleiche, Geld gibt es nur für den Verkehr mit dem Auslande. Andreae stellt übrigens ausdrücklich fest, daß die Glückseligkeit der Bewohner seiner Christianopolis weniger an den äußeren Einrichtungen hängt, als vielmehr daran, daß der Einzelne sein Leben in der Furcht Gottes führe.

In Paraguay war inzwischen, etwa 1610, fast um die gleiche Zeit, als Campanella seinen Sonnenstaat schrieb, von den Jesuiten eine Niederlassung gegründet worden, die in ihren Grundzügen durchaus den Campanella'schen Gedanken entsprach, nur daß hier nicht eine erdachte Sonnenreligion, sondern die katholische Lehre das Grundgerüst des Staates bildete. Auch hier gab

es kein Geld, kein Privateigentum, die Erziehung der Kinder lag auch hier in den Händen des Staates, es bestand die allgemeine Arbeitspflicht, die Ehe hingegen wurde entsprechend den christlichen Grundlagen des Staates gehalten. Dieses Reich, das formell unter dem König von Spanien stand, in Wirklichkeit aber völlig souverän von den Jesuiten regiert wurde, umfaßte zeitweilig bis zu 300 000 Familien und bestand bis 1768, wo es von außen, in dem Kampf den der Kirchenstaat gegen die Jesuiten führte, zerstört wurde. Es ist wohl der erste, tatsächlich zur Ausführung gelangte Versuch, ein Gemeinwesen nach utopischen Grundsätzen zu leiten, und es ist zu bemerken, daß dieses Gemeinwesen immerhin länger als 150 Jahre bestand. Man darf dabei allerdings nicht vergessen, daß die große Menge des Volkes, trotz aller religiösen und menschenfreundlichen Absichten der Patres, nur eine völlig rechtlose Masse von Indios in den Händen der europäischen Regierenden und kastenmäßig absolut von ihnen geschieden war, ja nicht einmal ihre Sprache erlernen durfte, ein Umstand, der nicht außer Acht gelassen werden darf.

Die Bewegtheit des inneren Lebens im England des 17. Jahrhunderts spiegelt sich in einer Reihe von Utopien dieser Zeit, die dort erschienen sind.

Im Nachlaß von Francis Bacon (gest. 1626) fand man ein Fragment „Nova Atlantis“, das aus seinen letzten Lebensjahren stammen soll. Aus dem kurzen erhalten gebliebenen Stück erfahren wir nicht viel über die Lebensformen in Nova Atlantis; sehr interessant ist aber die von Bacon geschilderte Einrichtung eines Salomonischen Schatzhauses, einer Art Akademie für die Naturwissenschaften, die in weitverzweigten Anstalten dem Studium alles Erschaffenen und der Erkenntnis der Ursache aller Dinge dienen soll. Zwölf Beamte dieses Instituts — *merchants of light* — sammeln im Auslande wissenschaftliches Material jeder Art, um es dem Schatzhause zu übermitteln.

1656 erschien die Oliver Cromwell gewidmete Schrift von John Harrington „Oceana“. Sie behandelt vor allem die verfassungsrechtlichen Fragen des Staates Oceana (—England) und bringt Entwürfe von bis ins Kleinste ausgearbeiteten Wahlsystemen. Entsprechend ihrem Einkommen sind die Bewohner in zwei Klassen eingeteilt; niemand darf mehr als 2000 Pfund Jahresrente aus Grundbesitz ziehen. Die Struktur der Regierungsgewalt soll sich organisch von unten nach oben aufbauen und vor allem ein dauernder Wechsel der Ämter stattfinden.

Sehr interessant scheint die von Eduard Bernstein aufgefundene Schrift von Winstanley „Law of Freedom“ (1651) zu sein. Bernstein sieht in Winstanley einen Vorläufer der modernen Sozialdemokratie.

Bei Plato, Morus und Campanella hat der einzelne Bürger keine freie Verfügung über Produktionsmittel und Arbeitskraft. Nur der Staat entscheidet, was und wie produziert und auch, was konsumiert werden soll. Hier sieht Winstanley einen Fehler und schlägt deshalb vor, daß vor allem der Handel aufhören müsse. Der Boden sei Allgemeingut. Es sollen zwei große Magazine, eins für Rohstoffe, eins für fertige Waren errichtet werden, in denen alle Vorräte gesammelt sind und aus denen jede Familie sich holt, was sie braucht. Die Familie bleibt als Ordnung bestehen, und alles, was sie empfangen hat, bleibt ihr Privateigentum, das ihr niemand nehmen darf. Kaufen und Verkaufen sind schwerste Verbrechen; schon der Versuch einer Verleitung dazu wird bestraft, auf den wirklich vollzogenen Verkauf von Land oder Früchten steht die Todesstrafe. Nur für den Staat besteht die Ausnahme, daß er Außenhandel treiben darf. Die wahre Freiheit besteht für Winstanley im freien Genuß der Erde und ihrer Güter. Leider war es mir nicht möglich, diese

Schrift irgendwo aufzutreiben, so daß ich mich auf die Angaben stützen muß, die Voigt in seinem Buche: „Die sozialen Utopien. Leipzig 1906“ macht.

Diese englischen Utopien rollen vor allem ökonomische und verfassungsrechtliche Probleme auf und sind infolgedessen von ziemlich nüchterner Prägung, während das nun folgende, 1677 anonym erschienene Werk von Vairasse d'Allais „Histoire des Sevarambes“ mit französischer Laune und Erzählfreude seinen politischen und ökonomischen Kern auf das lebenswürdigste umkleidet. Trotzdem hat es genug Gehalt, daß man manche seiner Ideen noch in den französischen Utopien des 19. Jahrhunderts finden wird. Der Roman erzählt in sehr lebendiger und amüsanten Form die Erlebnisse einer schiffbrüchigen Reisegesellschaft in dem Staate Sevarambien.

Der Staat wurde von Sevarias gegründet; sein eigentlicher Herrscher ist die Sonne, in ihrer Vertretung fungiert ein aus vier vorher gewählten Kandidaten ausgeloster Unterkönig. Die Regierungsform entspricht etwa einer konstitutionellen Monarchie, untüchtige Unterkönige können abgesetzt werden.

Sevarias legte seinen Nachfolgern folgende Verpflichtungen auf: Beibehaltung der heliokratischen Regierungsform, kein Privateigentum und keine erblichen Rangunterschiede (nur ein tatsächlich ausgeübtes Amt gibt einen Rang), keinen Müßiggang zu gestatten und die Kinder beiden Geschlechts sorgfältig zu erziehen, militärisch auszubilden und sie nützliche Arbeit zu lehren, die Ehegesetze zu beobachten, Ehrfurcht vor der Religion und vor dem Alter.

Jeder, ob Mann oder Frau, muß täglich acht Stunden arbeiten und erhält dafür vom Staat Kleidung, Nahrung und Wohnung. Die Inhaber der Staatsämter haben das Anrecht auf mehr Frauen und Sklaven und auf bessere Kleidung, Nahrung und Wohnung.

Die Städte Sevarambiens sind prachtvoll angelegt mit reichem Blumenschmuck, Springbrunnen und Wasserleitungen, mit denen man auch Dächer und Straßen überspülen kann. Bei großer Hitze werden schattenspendende Leinentücher über die Gehsteige gespannt.

Die Kinder werden mit acht Jahren feierlich der Obhut des Staates übergeben, Knaben und Mädchen werden getrennt, aber in gleicher Weise erzogen. Die Erziehung umfaßt die geistige Ausbildung, Waffendienst und sonstige körperliche Schulung und die Erlernung eines Handwerks. Geistig oder künstlerisch besonders begabte Kinder werden auf höheren Schulen sorgfältig erzogen und brauchen keine körperliche Arbeit zu leisten. Mit 19 beziehungsweise 16 Jahren dürfen Knaben und Mädchen zum ersten Male unter Aufsicht zusammenkommen, 18 Monate dürfen sie wählen, ehe sie sich für einen Ehepartner entscheiden. Der gewöhnliche Bürger hat eine Ehefrau, nur falls diese kinderlos bleibt, darf er eine Sklavin dazu nehmen. Der König hat 12, die Beamten je nach Rang zwei bis acht Frauen. Die Frauen können mit ihrer Einwilligung getauscht werden. Kinderlosigkeit der Frau gilt als Schande, von der sie sich dadurch reinigen kann, daß sie ihre Mütterlichkeit in Krankenpflege und Erziehung fremder Kinder beweist.

Alle Personen mit irgendwelchen körperlichen Mängeln leben in einer besonderen Stadt zusammen, die sich aber in keiner Weise von anderen Städten unterscheidet.

Obschon Knaben und Mädchen vom siebenten Jahre an in den Waffen geübt werden (besonders hübsch ist die Beschreibung eines auf Bandelissen, hirschähnlichen Tieren, berittenen Amazonenkorps mit Metallpanzern und wehenden Federkopfputzen) und auch eine Kriegsflotte vorhanden ist, führen die Sevaramben keine Kriege, alle diese Anstalten haben rein defensiven Charakter.

In religiösen Dingen herrscht Gewissensfreiheit, der Nationalgott ist die Sonne, ein schwarzverschleierter Altar ist dem unbekannten Gotte geweiht.

Auslandsreisen sind den Sevaramben im allgemeinen verboten, nur einzelnen besonders Auserwählten sind sie zu Studienzwecken erlaubt, der Ausreisende muß aber verheiratet sein und mindestens drei Kinder zurücklassen.

Das Buch enthält allerlei Liebes- und Greuelgeschichten, die die sevarambische Geschichte und die Sitten des Landes erläutern, die Beschreibung der Sonnenfeste und sogar eine sevarambische Sprachlehre mit Grammatik.

Voltaire soll den Roman literarisch benutzt haben, auf jeden Fall ist er auch heute noch eine recht unterhaltsame Lektüre.

Eine besondere Abart der Utopien bilden die auf Xenophons Kyropädie zurückgehenden Fürstenspiegel, zu denen man vielleicht auch Macchiavells *Principe* (1515) rechnen kann. Diese Schriften erschienen besonders zahlreich im Zeitalter des Absolutismus, gewissermaßen eine Illustrierung Louis XIV. „*L'état c'est moi*“: Wenn der Herrscher gut vorbereitet und ausgerüstet an sein Amt geht, muß es auch dem Lande gut gehen. Hierzu gehören Fénelon, „*Télémaque*“ (1698), Ramsay „*Voyages de Cyrus*“ (1727) und Terrasson „*Sethos*“ (1732). Das zuletzt genannte Werk wurde von Matthias Claudius ins Deutsche übertragen. Es spielt in Ägypten und behandelt besonders ausführlich alte ägyptische Mysterienkulte. Es gehörte zur Bibliothek Friedrichs II., der aus ihm die Inschrift entnahm, die er auf dem Gebäude der alten Königlichen Bibliothek anbringen ließ: „*Nutritum Spiritus*“.

Im Jahre 1699 erschien in Leipzig die erste Utopie in deutscher Sprache (Andreae hatte sein „*Christianopolis*“ lateinisch geschrieben), ein anonymes Werk mit dem Titel „*Der wohleingerichtete Staat des bishero von vielen gesuchten, aber nicht gefundenen Königreiches Ophir*“. Auch dieses Werk konnte ich nirgends finden und zitiere hier die Angaben des anonym erschienenen „*Schlaraffia Politica*“ von Kirchenheim. Der Staat Ophir wird in christlichem Geiste regiert. Schul- und Unterrichtswesen werden genau behandelt. Die Regierungsform ist eine Art Wahlmonarchie. Besonders erwähnt wird das tugendhafte Leben, das der König und sein Hof führen — wahrscheinlich weil das 1699 eine Absonderlichkeit war. Die Erziehung des Kronprinzen, der sein Land genau kennenlernen soll, wird geschildert, eine lange Reihe von Einzelgesetzen jeder Art wird aufgezählt. Ein ausgesprochen braves Werk, das am Bestehenden nichts ändern will, und, völlig phantasiarm, nichts Neues bringt, sondern, optimistisch genug, die Besserung aller Übel allein von der durch Gesetze gegängelten Tugend seiner Bewohner erwartet.

Aber aus dem mehr oder weniger absolutistisch regierten Reich weiser und erhabener Herrscher kommen wir nun in Regionen, in denen bereits der Wind weht, der sich wenig später zum wilden Sturm entfachen sollte. Zu den kühnsten und revolutionärsten Werken ihrer Gattung gehören die beiden eng zusammenhängenden Schriften des Abbé Morelly „*Naufrage des îles flottantes*“ (1753) und „*Code de la nature*“ (1755). Das erste ist die sehr phantastische Geschichte der schwimmenden Inseln und ihrer Bewohner; die Geschichte eines Landes, das kein Privateigentum, keine Laster und Verbrechen, keine Armut und keine Sorgen kennt — kurz ein Paradies. Zwei Jahre nach diesem Roman veröffentlichte Morelly den „*Code de la Nature*“, in dem er uns mit der Gesetzgebung bekannt macht, die den Einwohnern der schwimmenden Inseln zu ihrer Glückseligkeit verholfen hat.

Die unabänderlichen Grundgesetze sind: 1. Es gibt kein Privateigentum, außer an Gegenständen des täglichen Gebrauchs. 2. Jeder Bürger gehört dem

Staate und wird auf Kosten der Gesamtheit unterhalten und beschäftigt.
3. Jeder Bürger muß nach seinen Kräften zum allgemeinen Wohle beitragen.

Das Privateigentum wird als die Wurzel allen Übels betrachtet. Alle Produkte werden in öffentlichen Magazinen verwahrt und hier den Bürgern verabfolgt. Niemand darf kaufen, verkaufen oder tauschen. Zur Versorgung ihrer Einwohner erhält jede Stadt Ackerland zugewiesen. Alle Bürger werden vom zehnten Jahre an in einem Gewerbe unterrichtet, vom 20. bis 25. Jahre sind sie in der Landwirtschaft tätig, mit 26 Jahren werden sie Meister in ihrem Gewerbe und brauchen nach dem 40. Jahre nur noch freiwillige Arbeit zu leisten. Alte, Kranke und Arbeitsunfähige werden in Asylen gepflegt. Die Arbeitszeit wird von den Vorstehern der einzelnen Berufsarten nach Bedarf festgelegt. Die Zehn- bis Dreißigjährigen tragen Uniformen, nach dem 30. Jahre darf sich jeder nach eigenem Geschmack kleiden. Jeder Bürger erhält jährlich ein Arbeits- und ein Festkleid. Vom 50. Jahre ab ist jeder Familienvater Senator mit beratender und beschließender Stimme. Die Regierungsmitglieder werden gewählt, aus den obersten Behörden geht in bestimmtem Turnus das Staatsoberhaupt hervor, dessen Amt lebenslänglich ist. Die Formel für jede amtliche Verfügung lautet: „Die Vernunft will und das Gesetz befiehlt.“ Jeder Bürger soll heiraten und wählt als Jüngling angesichts des Senats eine Jungfrau mit ihrer Zustimmung zur Ehe. Die erste Ehe gilt als für zehn Jahre geschlossen. Bis zum fünften Jahre bleibt das Kind in der Familie, dann beginnt die öffentliche Erziehung. Nur besonders Ausgewählte dürfen sich allein geistigen oder künstlerischen Beschäftigungen widmen, aber auch diese müssen ihre Landarbeitsjahre abdienen. Wer versucht, das Privateigentum wieder einzuführen, wird als gefährlich Geisteskranker eingekerkert, sein Name aus der Bürgerliste getilgt.

Mit diesem Werk sind wir bereits in der Welt der Gedanken, die die geistigen Schrittmacher der französischen Revolution bildeten. Grachus Baboeuf und seine Société des Egaux sind ganz offensichtlich von Morelly beeinflusst. Sie versuchten eine gewaltsame Durchsetzung ihrer Gedanken, die Verschwörung wurde aber entdeckt und Baboeuf hingerichtet.

In Frankreich beginnt jetzt eine ganze Reihe von Sozialisten ihre Gedanken in Systemen niederzulegen, die mehr oder weniger utopisch sind. Wir wenden uns aber erst einmal Deutschland zu, wo 1800 die erste wirklich eigenartige Utopie erschien, nämlich „Der geschlossene Handelsstaat“ von Johann Gottlieb Fichte.

Einer von Fichtes Grundsätzen, der merkwürdig unmittelbar in unsere Zeit hineinspricht, heißt: „Es sollen erst alle satt werden und fest wohnen, ehe einer seine Wohnung verziert; erst alle bequem und warm gekleidet sein, ehe einer sich prächtig kleidet. Es geht nicht, daß einer sage: „Ich aber kann es bezahlen.“

Die Grundlage aller Preis- und Wertbestimmungen ist das Getreidekorn und sein Nährwert; fast könnte man sagen, der Kaloriengehalt der Nahrung, nicht ihr Seltenheitswert bestimmt den Preis. Nach diesem Satz werden auch die Arbeitslöhne berechnet. Der Arbeiter erhält für seine Leistung den Wert des Kornes, das er während der Herstellung der Ware zu seiner Nahrung brauchte, zuzüglich der Verrechnung seiner Lehrzeit. Es gibt drei streng voneinander geschiedene Stände: 1. Produzenten (Landwirte); 2. Künstler (Fabrikanten und Industrielle); 3. Kaufleute. Aller unmittelbare Verkehr der Bürger mit irgendeinem Ausländer soll durchaus unterbunden werden, dieses Ziel wird vor allem dadurch erreicht, daß das Geld aus einem an sich wertlosen Stoffe besteht, der im Auslande keinen Kurs hat. Es soll aus einem, zwar

möglichst wohlfeilen, aber doch schimmernden, der Einbildungskraft gefallen-
den, den Bürgern möglichst unbekannten Stoffe bestehen, damit die Bürger
den Versicherungen des Staates über seinen Wert Glauben schenken!!!

Für die in ihrem Besitz befindlichen Devisen zieht die Regierung ausländische Wissenschaftler in das Land. „Sie bezahle, wie keine andere Regierung es kann, so wird man sich drängen, ihr zu dienen. Man kaufe die Maschinen des Auslandes und mache sie nach.“ Alles soll, soweit das Klima es irgend ermöglicht, im Lande selbst erzeugt werden. Ist dieses Ziel erreicht, dann schließt sich der Staat, und die weitere Vervollkommnung geht, abgesondert von der übrigen Welt, rasch fort. Sobald der Staat in seine natürlichen Grenzen gerückt ist — dank seiner guten Vorbereitungen gelingt ihm das ohne Blutvergießen —, bricht er jeglichen Verkehr, freundlichen wie feindlichen, mit dem Auslande ab. Reisen darf nur der Gelehrte und der höhere Künstler, „der müßigen Neugier und Zerstreuungssucht soll es nicht erlaubt werden, ihre Langeweile durch alle Länder herumzutragen“.

Da die Regierung wenig braucht, sind die Abgaben gering, dadurch ist das Verhältnis zwischen Regierung und Untertanen durchaus glücklich. Da der Druck der Not aufgehoben ist und eine strenge Ordnung herrscht, gibt es wenig Verbrechen. Ebenso wenig sind, da die Untertanen den Staat als ihren Wohltäter ansehen, Aufwiegelung und ähnliche Angriffe auf den Staat zu befürchten.

„Der Mensch soll arbeiten, aber nicht wie ein Lasttier, das unter seiner Bürde in den Schlaf sinkt und nach der notdürftigen Erholung der erschöpften Kraft zum Tragen derselben Bürde wieder aufgestört wird. Er soll angstlos, mit Lust und Freudigkeit arbeiten und Zeit übrigbehalten, seinen Geist und sein Auge zum Himmel zu erheben, zu dessen Anblick er gebildet ist“, heißt es einmal bei Fichte, so schön wie wahr. Und trotzdem weht es einen wie kalter Grabeshauch an, wenn man die ungeachtet aller hohen Ideen absolut menschenunwürdigen Vorschriften des „Geschlossenen Handelsstaates“ liest.

Hätte ich mir bei dieser Auswahl nicht von vornherein eine chronologische Ordnung vorgesetzt, so könnte man wohl glauben, Robert Owen folge mit besonderer Absicht auf Fichte. Bei Fichte Gedanken, die von der rein praktischen Lebensverbesserung ins Metaphysische übergreifen und sich trotzdem an der Würde und Freiheit des Menschen ahnungslos vergehen; bei Owen erst tätige Erprobung, pädagogisch bedachtsame Menschenliebe, die in der praktisch begrenzten Anwendung die schönsten Erfolge zeigt und erst aus der Praxis heraus die Entwicklung der Theorien.

Schon diese Reihenfolge zeigt, daß Owen streng genommen gar nicht in die Reihe der Utopisten gehört, denn die Musterkolonie New Lanark, die er in den Jahren 1800 bis 1812, inmitten einer Umgebung rücksichtslosesten Geldverdienens, mit dem denkbar schlechtesten Menschenmaterial schuf, ist eben keine Utopie, sondern schönste Wirklichkeit. Erst nach dem praktischen Versuch legte er seine Erfahrungen 1812/13 in vier Schriften „A new View of Society“ nieder. Ermutigt durch seine Erfolge in Schottland, versuchte er auch an anderen Orten in Europa wie in Amerika ähnliche Kolonien, darunter auch eine für farbige Menschen, ins Leben zu rufen, aber nirgends mit wirklich dauerndem Erfolge. Es war wohl vor allem seine ganz persönliche Gabe der Menschenführung, der New Lanark seinen Erfolg verdankte.

Er sagt einmal: „Man müsse mit der Verwirklichung solcher Kolonien stets scheitern, wenn man nicht vorher die allgemeine Sitte umgewandelt habe“ und hebt dadurch den unterirdisch durch alle Utopien gehenden Grundsatz, den er selbst in seinen ersten Veröffentlichungen noch aussprach, auf: Bessert

die Verhältnisse, so bessert ihr den Menschen. In den späteren seiner sehr zahlreichen Schriften trat er für die Aufhebung des Privateigentums, für genossenschaftlich organisierte Gütererzeugung und für weitgehende Lockerung der Ehe ein. Man kann ihn einen angewandten Utopisten nennen, dem man das schöne Wort zugerufen hat: „Die Welt ist besser geworden, weil du darin gelebt hast.“

In Frankreich hatten, wie schon das Beispiel des Abbé Morelly zeigt, auch Glieder der niederen Geistlichkeit regen Anteil an den sozialen Gedanken genommen. Dadurch entstand ein Sozialismus von eigentümlich christlicher Prägung, dessen interessantester Vertreter der Graf St. Simon, ein Sohn des Verfassers der bekannten Memoiren, ist. Sein Leben ist bunt und verwickelt. Er wurde 1760 geboren, lebte in seiner Jugend in glänzendsten Verhältnissen, nach seinen eigenen Worten brauchte und mißbrauchte er alles, um es kennenzulernen; in seinen letzten Lebensjahren (er starb 1825) lebte er in äußerster Dürftigkeit.

Er betrachtete sich nicht als Politiker, sondern als Religionsstifter, und nannte sein 1825 erschienenes Hauptwerk „Le nouveau Christianisme“. Seine immer wiederholte Hauptforderung ist, daß alle Menschen sich als Brüder betrachten müßten. Die Hauptaufgabe der Religion ist für ihn, das Los der ärmsten Klasse auf raschestem Wege zu verbessern, das würde notwendig auch vermehrtes Wohlergehen der höheren Klassen nach sich ziehen. Das wahre Christentum soll den Menschen schon hier auf Erden glücklich machen. Das ganze Menschengeschlecht ist gemäß der göttlichen Sittenlehre durch die Kirche zu organisieren. Gelehrte, Künstler und Industrielle sollen einen allgemeinen Arbeitsplan zur produktiven Ausnutzung der Ländereien und zur Schaffung angenehmer Wohnstätten aufstellen. Die Priester sollen ihre ganze Macht aufwenden, um Kriege zu verhindern. Künste, Wissenschaft und Industrie sind die drei Mächte des Friedens, mit denen die Kirche sich verbinden soll, um Cäsars gottlose Macht zu brechen. Alle Klassen müssen zusammenstehen, um das Los der zahlreichsten Klasse zu verbessern, dann könnten die Armen einer Religion gegenüber, deren ausgesprochener Zweck darin besteht, ihr Los auf raschestem Wege zu lindern, nicht gleichgültig bleiben. Nur mit der Kraft des Geistes wie die Urchristen dürfen seine Anhänger auf die Ausbreitung seiner Lehre bedacht sein, in keinem Falle dürfen sie Richter oder Henker sein. An die Fürsten richtet er einen Aufruf, der mit den Worten schließt: „Fürsten, hört die Stimme Gottes, die aus meinem Munde zu euch spricht! Werdet wieder gute Christen, hört endlich auf, die Armeen, Adligen, Geistlichen und Richter als eure Hauptstützen zu betrachten . . . vereinigt euch im Namen des Christentums . . . um alle Kräfte der möglichst raschen Steigerung des sozialen Glückes der Armen zu widmen.“

Bald nach Veröffentlichung dieses Werkes starb St. Simon. Er selbst hat einen eigentlichen Plan für einen Zukunftsstaat nicht ausgearbeitet, seine Gedanken wurden aber in mehr oder minder veränderter Form durch seine Schüler weitergetragen. Auch Marx und Engels verarbeiteten St. Simons Gedankenmaterial.

Einer der originellsten Utopisten ist Charles Fourier, der von 1773 bis 1837 lebte und dessen Phantasie sich besonders in seinen frühesten Werken in allerlei Absonderlichkeiten gefiel. Sein erstes Werk, dessen Kühnheit er allerdings später sehr abgeschwächt hat, ist die 1808 erschienene „Théorie des quatre Mouvements“. In diesem Werke gibt Fourier eine völlig phantastische Kosmogonie. Er schreibt der Erde ein Lebensalter von 80 000 Jahren in auf- und absteigender Entwicklung zu. Wir befinden uns zur Zeit in der zweiten

von sieben Kindheitsperioden, also noch in aufsteigender Richtung. Ein neues Nordlicht wird erscheinen, das durch seine Wirkungen die Erde und ihre Bewohner völlig verändern wird. Es wird Licht und Wärme zugleich ausstrahlen, das Meer desinfizieren und parfümieren, ja, in Limonade verwandeln. Klima, Pflanzen- und Tierwelt hängen von der Entwicklungsstufe der menschlichen Gesellschaft ab. Mit zunehmender menschlicher Gesittung werden die Raubtiere, die jetzt ein Spiegel unserer bestialischen Triebe sind, ihren Charakter völlig wandeln. Antihai und Antiwalfisch dienen der Fortbewegung der Schiffe, der Antilöwe wird zum lenksamen Reittier. (Hier wirken auch bei Fourier christliche Reich-Gottes-Vorstellungen nach.) Durch den Einfluß einer Himmelserscheinung, der Couronne Boréale, wird das Klima sanft, der Nordpol eine fruchtbare Landschaft. Konstantinopel wird die Hauptstadt der Erde und Sitz des Weltherrschers, des Omniarchen. Aber nach dieser Aufwärtsbewegung wird es leider wieder bergab gehen, da die Menschen vor lauter Wohlleben degenerieren — ein neues und bedeutsames Moment in der Geschichte der Utopie.

All diese Phantasien hat Fourier später verleugnet und nur seine soziologischen Ideen beibehalten.

Den praktischen Kern seiner Lehre enthält — nach Bebel — die 1829 erschienene Schrift „Le nouveau Monde industriel et sociétaire“, die am wenigsten von kosmologischen und spekulativen Träumereien belastet ist.

Seine Lehre ist ein geschlossenes System, ja, man darf wohl sagen, eine Religion, als deren Prophet er sich betrachtet. Gott ist es, der das soziale Gesetz gibt, der Mensch hat es nur zu suchen. Man soll die Natur der Triebe, die Gott dem Menschen gegeben hat, nicht ändern, man soll ihnen nur die rechte Richtung geben. Der Mensch ist aus Instinkt Feind der Gleichheit und des Zwanges, er strebt in jeder Beziehung beständig nach Veränderung.

Von der jetzigen Zivilisationsstufe soll der Mensch in den Zustand der Harmonie oder des Garantismus erhoben werden. Die Grundlage der neuen Gesellschaftsordnung ist das von Fourier entdeckte Gesetz der sozialen Attraktion, das heißt, daß die gegenseitige Anziehungskraft der Menschen durch ihre Verschiedenheit bedingt ist. Es gibt weder Tugend noch Laster, alle Menschen wären gut, wenn man sie in der richtigen Verbindung zusammenbrächte, also in einer Weise, daß jeder einzelne sich seinen Trieben gemäß betätigen könne und durch den Zusammenklang der verschieden gearteten Triebe das gewünschte Resultat erreicht würde. Die Menschen sind von Natur gern tätig, sie wollen nur nicht zu Beschäftigungen, die ihren Trieben widerstreben, gezwungen werden. Unter den richtigen Bedingungen kann man bereits die kleinsten Kinder zu produktiver Arbeit einsetzen, die sie dann als Spiel betrachten werden.

Alle diese Erwägungen zeigen, daß der Mensch nicht als Einzelwesen ein Leben voller Befriedigung leben kann, sondern nur im Zusammenschluß, in der Gruppe.

Diese Gruppe (Phalanx) darf weder zu groß noch zu klein sein, Fourier setzt als Durchschnittszahl für eine Phalanx etwa 1800 Personen ein, die in großen vierstöckigen Gebäudekomplexen zusammenleben. Diese Gebäude, nach einem genau durchdachten Plan mit allen Vollkommenheiten technischer und künstlerischer Vollendung angelegt, enthalten gleichzeitig Wohn- und Arbeitsräume einer Gruppe. Unter den Mitgliedern besteht keine Vermögensgleichheit, denn einer der wichtigsten menschlichen Antriebe, der durch völlige Gleichheit ausgeschaltet werden würde, ist der Ehrgeiz, die Rivalität. Die Bewohner dieser Phalangen kommen des Abends auf der sogenannten Börse zusammen, wo die

Verabredungen für die Arbeit des kommenden Tages getroffen werden. Jeder darf das tun, wozu er Lust hat, und bleibt in einem ständigen Wechsel der Tätigkeit und der Partner, die Höchstdauer einer gleichbleibenden Beschäftigung sind zwei Stunden. Neben den Wechsel tritt der Ehrgeiz rivalisierender Gruppen, so daß die Arbeit in den Phalangen kein drückender Zwang, sondern höchste Befriedigung ist.

Besonders interessant ist alles, was Fourier über die Erziehung in den Phalangen schreibt. Die Kinder werden von der Geburt an in großen Sälen, von Pflegerinnen und Ärzten sorgfältig betreut, aufgezogen. Die Mütter besuchen die Säuglinge, um sie zu stillen, sie können auch in die Schar der Pflegerinnen eintreten, werden aber meist andere, interessantere Beschäftigung vorziehen. Das Erwachen der ersten Lebensäußerungen wird sorgfältig beobachtet, um die Kinder in eine ihren Trieben gemäße Tätigkeit einsetzen zu können. Bereits mit drei Jahren werden sie in Werkstätten, Küchen usw. geführt, die ihrer Körpergröße entsprechend ausgestattet sind, und hier dank den ihnen angemessenen Bedingungen ohne jeglichen Zwang produktiv beschäftigt, so daß bereits ein Kind in diesem zarten Alter seinen Lebensunterhalt selbst verdient. Soweit ich es übersehen kann, ist wohl Maria Montessori in den Ideen ihrer Kindergärten von Fourier beeinflusst. Der geistige Unterricht beginnt erst mit neun Jahren; die Erziehung dauert, je nach der Veranlagung, bis zum sechzehnten oder zwanzigsten Jahre. Die Kinder werden nach ihren Neigungen in Horden und Banden eingeteilt, von denen die einen, die praktisch aktiv veranlagten, die rauhen, schmutzigen Beschäftigungen ausführen, sie rücken mit Trompetengeschmetter und Trommelwirbeln, auf kleinen Ponys daherbrausend, zu ihrer nützlichen Tätigkeit aus und werden höchst ehrenvoll behandelt, trotzdem sie wahrscheinlich Rauhebeine und Schmutzfinken sind; während die anderen, die künstlerisch kontemplativen Naturen, die sanfteren Arbeiten, wie Pflege zarterer Tiere und Pflanzen, Mode- und Festgestaltung, zugewiesen bekommen.

Die Ehe besteht bei Fourier in sehr gelockerter Form, die dem menschlichen Streben nach Wechsel Rechnung trägt. Die Galantes (männlich und weiblich) leben außerhalb ehelicher Bindungen dem freien Liebesgenuß.

Es ist unmöglich, die Fülle der Fourierschen Ideen auch nur andeutend anzuführen, unter anderem war er ein wütender Feind des Handels. Man findet z. B. bei ihm auch Ideen, die an Spenglers Kulturmorphologie erinnern. Wie viele Phantasten, die den überquellenden Strom ihrer Einbildungskraft nicht zu zügeln wissen, hat er eine wahre Leidenschaft, alles in Tabellen- und Zahlensysteme zu bringen und zu klassifizieren, so z. B. seine Analogien aus der Tier- und Pflanzenwelt.

Er malte die Sinnengenüsse, die die Bewohner seiner Phalangen erwarten und unter denen die Gourmandise keine geringe Rolle spielte, mit den lockendsten Farben aus, und dabei saß er selbst in einer Dachkammer, und seine intimsten Freunde haben niemals irgendwelche Ausschweifungen an ihm bemerkt. Von der Durchführbarkeit seiner Ideen war er so überzeugt, daß er in seinen letzten Lebensjahren täglich zu einer bestimmten Stunde in seiner Wohnung anzutreffen war, um den Kapitalisten zu erwarten, der ihm die Mittel zur Durchführung seiner Ideen bringen sollte.

Die Lehren Fouriers wurden durch seine Schüler, vor allem Considérant, weitergeführt und sind von Einfluß auf die französische Genossenschaftsbewegung gewesen, die ihm auch in Paris ein Denkmal errichtete.

Während die früheren Utopisten zwar in einem gewissen geistigen Zusammenhang standen und, zwar voneinander angeregt und befruchtet, doch

eher Einzelercheinungen waren, ist es jetzt, im neunzehnten Jahrhundert, eine ununterbrochene Kette mehr oder weniger verwandter Geister, die in engstem, zum größten Teil auch persönlichem Zusammenhang und Gedankenaustausch stehen.

Einer aus dieser Reihe ist Etienne Cabet mit seiner „Voyage en Icarie“ (1842). Im Vorwort sagt Cabet, er hätte die Form eines Romanes für seine Ideen gewählt, um sie an einen möglichst großen Kreis, vor allem aber auch an die Frauen heranzutragen.

Icarien ist eine Republik, in der völlige Gleichheit herrscht; alle genießen das Brot des Leibes und das Brot des Geistes in gleicher, gleichartiger und gleichmäßiger Weise. Die Hauptstadt des Landes ist architektonisch hervorragend schön, mit Blumen, Springbrunnen und Kunstwerken reich geschmückt. Sie ist äußerst reinlich, überall der frischen Luft zugänglich. Gegen die Sonnenhitze sind die Straßen mit Leinwanddächern überspannt. Es gibt keine Kneipen oder Cafés, keine Börse, Lotterie- oder Spielhäuser, weder Bordelle noch Kasernen, weder Polizei noch Spione, keine Trunkenbolde und Bettler, keine Paläste, Gefängnisse, Armenhäuser. Es gibt aber sehr viel öffentliche Parkanlagen, prächtige Gebäude, die der Allgemeinheit dienen, und für jede Familie ein eigenes Haus mit einem wohlgepflegten Garten, die die Besitzer in ihren Mußestunden bearbeiten.

Das Volk ist sehr musikliebend, jeder lernt singen und ein Instrument spielen. Die Pferdezucht wird sehr gefördert, jeder lernt reiten und darf in bestimmtem Turnus die Staatspferde benutzen.

Es gibt kein Geld. Sowohl Innen- wie Außenhandel liegen in den Händen des Staates. Grund und Boden mit allen Gebäuden darauf und alle unterirdischen Bodenschätze gehören dem Staate, der die Bürger ernährt, logiert und kleidet.

Die Staatsform ist republikanisch. Jeder Bürger vom zwanzigsten Jahre an, gleich welchen Geschlechts, ist Wähler und wählbar. Zweitausend Deputierte bilden die oberste Volksvertretung, der der Vollzugsausschuß, bestehend aus einem Präsidenten und fünfzehn Fachministern, unterstellt ist. Fünfzehn Fachausschüsse bearbeiten die verschiedenen Angelegenheiten, wie Verfassung, Statistik, Ackerbau, Erziehung usw. Diese Einteilung wird in allen Behörden, von der Gemeindeverwaltung bis zur obersten Volksvertretung, durchgeführt. Alle Regierungs- und Amtshandlungen stehen im vollen Licht der Öffentlichkeit, aber schrankenlose Pressefreiheit wird mit der Begründung abgelehnt, daß sie in Königreichen wohl zu fordern sei, aber in gütergemeinschaftlichen Staaten ändere sich die Sache. Das Organ der Behörden, die Nationalzeitung, wird gratis abgegeben, außerdem hat jede Gemeinde und jede Provinz ihre eigene Zeitung. Alle Bücherveröffentlichungen erfolgen durch den Staat, durch das Fortschreiten der Wissenschaften überholte Werke werden verbrannt.

Das Kind bleibt bis zum fünften Jahre unter der Obhut der Mutter. Das fünfte bis achtzehnte (bei den Mädchen siebzehnte) Jahr gehören dem intellektuellen Unterricht, dem dann die Berufserziehung folgt. Bereits in der Schule beginnt die Erziehung zum Staatsbürger, da die Schüler ihre Angelegenheiten vielfach selbst verwalten. Es gibt ein „Schülergesetzbuch“, das jeder Schüler besitzt; etwaige Vergehen der Schüler werden von Schülergerichtshöfen abgeurteilt. Die Staatsverfassung muß jedes Kind auswendig können. Die Kinder hören nichts von Religion, sondern erhalten statt dessen Moralunterricht. Mit sechzehn Jahren werden sie durch Philosophen mit sämtlichen Glaubensbekenntnissen bekanntgemacht und können sich dann selbst entscheiden. Die Volksreligion basiert auf Weisheit und Ethik. Im Moralunterricht wird un-

bedingter Gehorsam vor den Eltern gefordert. Das Kind lernt frühzeitig, sich selbst zu helfen, gleichzeitig die Verantwortung für Jüngere und Schwächere zu übernehmen.

Vom 18. bis 65. Jahre besteht für das männliche, vom 17. bis 50. Jahre für das weibliche Geschlecht allgemeine Arbeitspflicht. Seinen Beruf wählt jeder selbst. Die tägliche Arbeitszeit beträgt sechs Stunden, von denen in zweien mit Unterhaltung, in zweien singend, in zweien schweigend gearbeitet wird. Jeder zehnte Tag ist ein Ruhetag. Alle Arbeiten sind gleich geachtet. Ekelhafte und langweilige Arbeiten werden nach Möglichkeit durch Maschinen ausgeführt.

Die Frauen sind geachtet und geehrt, die Mutter ist von der Zeit der Schwangerschaft an der Gegenstand besonderer staatlicher Fürsorge. Die Ehe wird heilig gehalten und Ehelosigkeit nicht gern gesehen. Scheidungen sind möglich, werden aber selten verlangt, denn die Ehen sind im allgemeinen glücklich, weil jede unpassende Neigung, sollte sie aufkeimen, gleich durch Vernunftszuspruch erstickt wird.

Die Häuser, die sich nur durch die von dem Umfange der Familie abhängige Größe unterscheiden, sind in der Anlage und Möblierung von höchster Zweckmäßigkeit, die die Führung des Haushalts sehr leicht macht. Diensthofen gibt es nicht. Die Hauptmahlzeiten werden in öffentlichen Speisehäusern eingenommen. Die Frauen bereiten nur die Nebenmahlzeiten. Da sie aber außer der Instandhaltung der Wohnungen, der Wartung der kleinen Kinder auch noch die Kleidung der Familie in Ordnung halten müssen (nur die Wäsche wird in Nationalwäschereien besorgt) und nirgends gesagt wird, daß ihre Arbeitszeit geringer ist als die der Männer, sind sie eigentlich ziemlich belastet.

Die Häuser der Landwirte sind fast noch schöner als die der Städter. Jedes Kind erlernt die Anfangsgründe der Landwirtschaft. Zur Erntezeit ziehen die Städter zur Hilfeleistung auf das Land, diese Zeit wird als eine besondere Freudenzeit betrachtet. Auch die Arbeit der Landwirtschaft wird durch Maschinen nach Möglichkeit erleichtert.

In Icarien gibt es keine Kriminalität und keine Polizei. Die Vergehen, die die Juristen, von denen es auch weibliche gibt, abzuurteilen haben, sind vorwiegend Unpünktlichkeit bei der Arbeit, Ungenauigkeit bei der Warenverteilung, Unklugheit, Verleumdung und dergleichen. Als Strafe wird der Verlust gewisser Bürgerrechte, z. B. der Ausschluß von der Benutzung öffentlicher Gebäude, verhängt. Diebstahl, Mord, Brandstiftung sind völlig unbekannte Verbrechen.

Die Ärzte und Ärztinnen werden sorgfältig ausgebildet. Die Ernährung ist medizinisch geregelt, es gibt ein icarisches Kochbuch, das uns Cabet aber leider vorenthält. In der Eugenik spielt die Rassenmischung eine große Rolle. Körperlich irgendwie mißgebildete Kinder werden sofort nach der Geburt in ärztliche Behandlung genommen.

„Icarien hat den Zufall besiegt“.

Auch Cabet versuchte, seine Ideen in die Tat umzusetzen, und gründete mit seiner Anhängerschaft eine Kolonie in Amerika. Aber auch hier blieb der erträumte Erfolg aus, und das Unternehmen scheiterte.

1849 erschien von Wilhelm Weitling die Schrift „Garantien der Harmonie und Freiheit“, die, obschon von der Gedankenwelt der französischen Sozialisten wie Lamennais, Baboeuf und vor allem Fourier und Cabet, mit dem Weitling persönlich bekannt wurde, stark beeinflusst, doch durchaus eigene Töne anschlägt, und vor allem auch dadurch bemerkenswert ist, daß hier zum ersten Male ein Arbeiter versucht, das Bild einer von ihm erträumten Gesellschaft zu beschreiben und gleichzeitig die Arbeiter zur Selbsthilfe aufruft.

Weitling war 1808 als uneheliches Kind eines Mädchens aus Handwerkerkreisen und eines französischen Offiziers, der dann im russischen Feldzuge verschollen ist, in Magdeburg geboren. Nach einer harten Jugend, die nicht nur durch Armut sondern auch durch den Makel seiner Geburt belastet war, erlernte er das Schneiderhandwerk. Auf seinen Gesellenwanderungen kam er wohl mit anderen Handwerksburschen, die damals — jung und ungebunden, noch nicht in bürgerlicher Enge seßhaft geworden — das fortschrittlichste Element der deutschen Arbeiterschaft bildeten, zusammen und bildete sich, aufgeweckt und gescheit, wohl auch selbst sein Urteil über die Dinge, die er sah. Er war ein typischer Autodidakt, sein Kopf ein ungeordnetes, aber höchst originelles Gemisch revolutionärer und christlicher, sozialkritischer und naiv schwärmender Gedanken. Er ging schließlich nach Paris, wo er seinen Lebensunterhalt als Schneider fand und sich den Kreisen um Cabet anschloß. Er führte dann des Leben eines von der Polizei verfolgten Revolutionärs, lebte in der Schweiz, Belgien, England und starb 1871 in New York.

Alle bisher erschienenen Utopien hatten ihre Verwirklichung aus der Einsicht der herrschenden Klassen oder aus ihrer Überredungskraft erwartet, bei Weitling findet sich zum ersten Male das Kämpfervotiv, die Masse der Arbeiter soll nicht mehr auf den guten Willen der Herrschenden warten, sondern sich durch eine Revolution selbst zu ihrem Rechte verhalten.

In den „Garantien der Harmonie und Freiheit“ stellt er, ebenso wie Fourier, an den schon der Titel erinnert, fest, daß der Mensch nur in Gemeinschaft mit anderen zur harmonischen Entwicklung seiner Fähigkeiten und Begierden kommen kann, und daß der Austausch der Fähigkeiten die beste Organisation der Gesellschaft ist. Er nennt die Begierden des Erwerbes, des Genusses und des Wissens. Die Organisation der Gesellschaft muß demnach in folgender Ordnung bestehen: 1. Die Verwaltung der Fähigkeit des Wissens, 2. die Produktion der Fähigkeiten des Erwerbens, 3. die Konsumtion der Fähigkeiten des Genusses. Für die Übergangszeit zu dieser Neuorganisation ist eine Diktatur notwendig. Die vollkommene Gesellschaft hat keine Regierung, sondern eine Verwaltung; keine Gesetze, sondern Pflichten; keine Strafen, sondern Heilmittel. Das „Verwaltungspersonal“ darf nicht den mindesten Vorteil vor den anderen Bürgern haben, das wichtigste Amt darf nicht mehr eintragen als das letzte. Die Wissenschaft muß aufhören, das Privileg einiger Weniger zu sein. Die Philosophie, die Konzentrierung aller übrigen Wissenschaften, leitet die Verwaltung. (Hier trifft sich der arme Schneider, der die Hochschätzung des Autodidakten vor der Wissenschaft hat, mit Plato.) Er rechnet zur Philosophie aber auch Medizin, Physik und Mechanik. An der Spitze der Gesellschaft steht das Trio eines Dreimännerrats, die die vorzüglichsten Genies der Heilkunde, Physik und Mechanik sein sollen. Alle Aufnahmen in die Verwaltungsorgane geschehen möglichst durch schriftliche Bewerbungen unter Einsendung von wissenschaftlichen Abhandlungen, Erfindungen, Entdeckungen, Proben von Kunstprodukten usw., wobei der Name des Bewerbers erst nach getroffener Entscheidung bekanntgegeben wird. Die Wahl der Arbeit bleibt jedem Individuum überlassen, jeder kann auch mehrere Arbeitszweige ausüben. Die Arbeitszeit ist für alle gleich. Den Greisen, Schwachen, Krüppelhaften werden die leichteren Ämter als Aufseher usw. angeboten. In der Erntezeit bleiben die Universitäten geschlossen, lehrende und lernende Mitglieder arbeiten auf den Feldern. Alle Arbeiten wechseln möglichst alle zwei Stunden.

Der Entgelt für die vorgeschriebene Arbeitszeit, zu der jeder verpflichtet ist, dient dem Erwerb (der Hervorbringung) des Nützlichen und Notwendigen.

Der Entgelt für alle außerhalb der Pflichtarbeitszeit vollbrachten Arbeitsstunden, die Weitling „Kommerzstunden“ nennt, dient dem Erwerb des Angenehmen. Jeder hat ein Kommerzbuch, das zugleich sämtliche anderen Personalpapiere, Schulzeugnisse, Bankpapiere, Porträt usw. enthält, kurz, das ganze bildliche Ich des Individuums ist, in der seine geleisteten Pflicht- und Kommerzstunden und die Gegenleistungen, die er dafür bekommen hat, eingetragen werden. Für die Kommerzstunden bekommt er nach seinem Wunsch Theater- und Konzertkarten, Tabak, Reitpferde und ähnliches. In angenehmen Beschäftigungen, zu denen sich die Arbeiter drängen, können keine Kommerzstunden gemacht werden.

Der Druck literarischer Arbeiten wird von der Verwaltung verordnet und dem Autor dafür eine jeweils bestimmte Zahl von Kommerzstunden gutgeschrieben.

Die Frauen können sich die leichteren Arbeiten aussuchen, im übrigen ist die Frauenarbeit in gleicher Weise organisiert wie die Männerarbeit. Die Mütter kleiner Kinder erhalten vorzugsweise solche Arbeiten, die zu Hause ausgeführt werden können. Auch hier also eine erhebliche Mehrbelastung der Frauen gegenüber den Männern. Das Zusammenleben in der Ehe ist freiwillig und kann von keiner Seite erzwungen werden.

Alle Kinder gehören der Schularmee an und erhalten Unterricht in allen Wissenschaften und Künsten; sie werden aber auch an widrige Arbeiten gewöhnt, so daß auch sie zum materiellen Nutzen der Gemeinschaft beitragen. Jeder, der die zum Wohle aller festgesetzten Reglements zu umgehen sucht und dadurch die Harmonie des Ganzen stört, wird als Kranker behandelt.

Der Leitsatz der Weitlingschen Gesellschaft ist:

„Harmonie aller! Und darin größtmögliche Freiheit für einen jeden!“

Meiner Ansicht nach ist mit Weitling die Zeit der wirklich originellen Utopien vorbei. Was nun folgt, ist Epigonenwerk, recht interessant zum Teil, aber die Ideen sind nun doch nicht mehr aus dem Eigenen geschöpft. Die sozialistische Literatur verbreitet sich immer mehr und wird, wie andere Literatur auch, Gemeingut breiterer Massen, und es ist jetzt leicht, sich hier die Bausteine für die Gedankengebäude zu holen, die man aufzuführen gedenkt. Ich will deshalb von den am Ende des neunzehnten Jahrhunderts erschienenen Werken nur noch einige der interessanteren nennen.

Eine von Henry George 1881 veröffentlichte Schrift „Progress and Poverty“ sieht im privaten Grundbesitz die Ursache der sozialen Übel und die Hilfe dagegen in einer so hohen Besteuerung von Grund und Boden und von Hypotheken, daß Grundbesitz nur bei intensivster Bearbeitung lohnend wäre. In seinem Sinne arbeitete später Adolf Damaschke und der von ihm begründete „Bund der Bodenreformer“. Ebenfalls von George ist Theodor Hertzka in dem eine Zeitlang viel gelesenen Roman „Freiland“ beeinflusst.

Dieser Roman schildert die Gründung einer Genossenschaft, die in Afrika, in der Gegend des Kenjavorgebirges, die Kolonie Freiland gründet. „Der Grund und Boden und alle Produktionsmittel sind Gemeingut; den Nutzen, den jeder einzelne aus dem gemeinsamen Eigentum zieht, entscheidet nicht der Zufall des Besitzes, nicht die Fürsorge einer alles bevormundenden kommunistischen Obrigkeit, sondern Fähigkeit und Fleiß.“ Die Arbeiter schließen sich freiwillig zu Assoziationen zusammen, die sie jederzeit wieder verlassen können, und sind entsprechend ihrer Arbeitsleistung am Gewinn der Assoziation beteiligt. Die Grundlage des Organisationsplanes war schrankenlose Öffentlichkeit, das heißt, es gab keinerlei Geschäftsgeheimnis, in Verbindung mit ebenso schrankenloser Freiheit der Bewegung, das heißt, jeder

konnte sich seine Beschäftigung selbst aussuchen. Einkauf und Verkauf aller Produkte Freilands waren in großen Warenhallen konzentriert, in denen den Erzeugern die Waren verrechnet und der Betrag für die öffentlichen Abgaben gleich abgezogen wurde. Die Steuern wurden für Erziehungswesen, öffentliche Bauten, für die Verkehrsverbindungen und für die Versorgung der Frauen, Kinder, Kranken und Arbeitsunfähigen verwandt. Ausgaben für Justiz, Finanzverwaltung, Polizei, Militär gab es in Freiland nicht. (Trotzdem von Kämpfen mit den Eingeborenen berichtet wird?) Verbrecher wurden in Verwahrung genommen und ärztlich behandelt.

Frauen, Kinder, Greise und Arbeitsunfähige werden vom Staat unterhalten, denn der „Reichtum des Kulturmenschen ist nicht Produkt seiner eigenen individuellen Fähigkeiten, sondern das Ergebnis der geistigen Arbeit zahlloser vorausgegangener Generationen, deren Erbe dem Schwachen genau so gebührt wie dem Starken“. „Niemand kann, soweit er nicht in die Rechtssphäre eines andern greift, in der Betätigung seines freien individuellen Willens gehindert werden.“ Alle öffentlichen Angelegenheiten werden von sämtlichen über 20 Jahre alten Bürgern beider Geschlechter verwaltet, die alle das aktive und passive Wahlrecht haben.

Alle Kinder vom 6. bis zum 16. Jahre erhalten Schulunterricht, der vor allem die Denkfähigkeit ausbilden soll. Großes Gewicht wird auf die körperliche Ausbildung gelegt, so daß täglich drei Stunden dem geistigen, zwei Stunden dem gymnastischen Unterricht gewidmet sind. Der Besuch der Universität ist frei. Die Knaben werden für den Fall eines Verteidigungskrieges militärisch ausgebildet.

Die Frauen sind im allgemeinen nicht berufstätig; ihr Hauptberuf soll sein, das Menschengeschlecht fortzupflanzen, zu verschönen und zu veredeln. Die Reinigung der Wohnungen und Kleider, ebenso das Kochen geschieht durch nach Zeit bezahlte Angestellte, die, mit modernsten Maschinen ausgerüstet, sehr rasch arbeiten.

Ärzte und Apotheker werden vom Staat bezahlt.

Jeder darf frei über sein Eigentum verfügen, es zum Beispiel auch vererben, er darf aber unter gar keinen Umständen sein Haus oder Teile davon vermieten.

Wie so mancher Utopist vor ihm, fand auch Hertzka Anhänger, die die von ihm geschilderten Zustände in die Wirklichkeit umsetzen wollten. Ein Wiener, Dr. Julius Wilhelm, machte sich mit anderen Pionieren nach Afrika auf, aber bereits unterwegs entstanden Streitigkeiten, so daß das Unternehmen in seinen Anfängen zusammenbrach.

Im Jahre 1887 erschien Bellamys „Rückblick aus dem Jahre 2000“, das eine große Verbreitung hatte, und, ebenso wie eine Gegenschrift von Michaelis in Deutschland als Reclambändchen erschien.

Bei Bellamys Roman ist vor allem die Vorgeschichte seines Helden interessant. Julian West, ein junger, reicher Bostoner, leidet an starker Schlaflosigkeit und hatte sich, um einen absolut ruhigen Schlafraum zu haben, unter dem Keller seines Hauses eine Kammer anlegen lassen, die stark zementiert, mit eisernen Feuerschutztüren und Ventilationsröhren den heutigen Leser sofort an einen Luftschutzbunker denken läßt. Die Schlaflosigkeit Julian Wests war aber so außerordentlich, daß auch diese absolute Ruhe nicht genügte und er häufig nur mit Hilfe eines Magnetiseurs, der ihn hypnotisch in Schlaf versenkte, Ruhe fand. So ließ er sich eines Abends im Jahre 1887 wieder durch diesen Dr. Pillsbury in Schlaf versetzen, der aber

diesmal wohl des Guten zu viel tat, vielleicht, weil er wußte, daß es die letzte Behandlung seines Patienten war, denn er wollte Boston am nächsten Morgen verlassen. In dieser Nacht verbrannte das hölzerne Wohnhaus Wests und mit ihm der Diener Sam, der einzige Mensch, der außer Dr. Pillsbury das unterirdische Schlafgemach kannte. Wests Freunde hielten auch ihn für tot, und so lag er 113 Jahre in magnetischem Tiefschlaf. Endlich im Jahre 2000 stieß ein Wissenschaftler, Dr. Leete, bei Bauarbeiten auf die Steinquadern und entdeckte das männliche Dornröschen, das er mit Hilfe seiner medizinischen Kenntnisse ins Leben zurückrief. Da alle körperlichen Funktionen während des Schlafes geruht hatten, erwachte West in völliger Jugendfrische und konnte nun seine Wanderung durch das Boston des Jahres 2000 beginnen. In seinen Aufzeichnungen berichtet er über die Zustände, die er vorfindet und vergleicht, rückblickend, die Gesellschaft von 1887 mit einer riesenhaften Kutsche, vor welche die Massen der Menschen gespannt waren, während auf dem Bock der Hunger als Kutscher seine Peitsche schwang. Das Verdeck des Wagens war mit Passagieren gefüllt, die selbst an den steilsten Stellen nicht abstiegen. Die Decksitze waren sehr luftig und angenehm. Ihre Inhaber waren außer Bereich des Staubes, konnten sich an der Szenerie erfreuen oder über die Verdienste des sich anstrengenden Vorspanns ihre kritischen Bemerkungen machen. Solche Plätze waren natürlich sehr begehrt, jeder betrachtete es als erste Lebensaufgabe, einen zu erwerben und nach Möglichkeit auch für seine Kinder zu sichern. Trotz ihrer Annehmlichkeiten waren die Sitze doch sehr unsicher, und wer seinen verlor und in den Sand flog, mußte sofort den Strick ergreifen und nun selber helfen, die Kutsche mühselig zu ziehen. Das wurde natürlich für ein schreckliches Unglück gehalten, und die Angst davor lastete wie eine dunkle Wolke auf dem Glückederer, die fuhren. An besonders schwierigen Stellen boten die verzweifelten Anstrengungen des Vorspannes unter den unbarmherzigen Peischenhieben des Hungers, und die vielen, die ohnmächtig niederfielen und zertreten wurden, einen sehr peinlichen Anblick. Dann pflegten die Passagiere von oben den sich am Stricke Mühenden ermutigend zuzurufen und sie zur Geduld zu ermahnen, sie sammelten, um Salben und Einreibungen für die Verwundeten zu kaufen, und gerade der Anblick des Elends da unten ließ sie den Wert ihrer Plätze noch stärker empfinden. Mit zwei Tatsachen will Julian West die Abgestumpftheit der alten Gesellschaft erklären: Einmal, daß man glaubte, so beklagenswert die Verhältnisse auch seien, wäre eine Änderung nicht möglich, es wäre immer so gewesen und würde immer so bleiben. Die andere Tatsache ist noch merkwürdiger und bestand in der Einbildung, daß die auf dem Verdecke ihren Brüdern und Schwestern im Staube nicht genau glichen, aus feinerem Ton wären und gewissermaßen zu einer höheren Klasse von Wesen gehörten, welche mit Recht erwarten durfte, gezogen zu werden. Die Überzeugung derjenigen, deren Eltern und Großeltern bereits das Glück gehabt hatten, ihre Plätze auf dem Wagen zu behaupten, daß ein wesentlicher Unterschied zwischen ihrer Art des Menschentums und dem gemeinen Artikel bestände, war absolut.

Heut, im Jahre 2000, erblickt er eine Stadt von niegeahnter Schönheit und Großartigkeit, alle Menschen sehen gesund und glücklich aus. Sein Gastgeber erzählt ihm, daß dies eine Folge des Aufhörens der Privatwirtschaft wäre. Die unter schweren wirtschaftlichen Kämpfen vor sich gehende Kapitalkonzentration hatte in folgerichtiger Entwicklung dazu geführt, daß alle Produktionsmittel Eigentum des Volkes geworden wären. Als die Nation der einzige Kapitalist geworden war, wurde die allgemeine Wehrpflicht in

eine allgemeine Arbeitspflicht verwandelt. Die Jugend bis zum 21. Jahre gehört der Erziehung, vom 21. bis zum 45. Jahre dauert die Arbeitsdienstpflicht, bis zum 55. Jahre können die Bürger in besonderen Notfällen noch zeitweilig eingezogen werden, im allgemeinen ist aber die Zeit nach dem 45. Jahre die Zeit der Muße und der Beschäftigung nach persönlichem Geschmack. Es gibt kein Geld, jeder Bürger erhält jährlich eine Kreditkarte in einer seinen Leistungen entsprechenden Höhe, und von dieser Kreditkarte werden bei Einkäufen jeder Art, für Wohnungsmiete und alle sonstigen Ausgaben die entsprechenden Kupons entnommen. Durch internationale Vereinbarungen werden die Kreditkarten unter den einzelnen Ländern bei Auslandsreisen verrechnet.

Wie man sieht, bringt Bellamy, so hübsch er teilweise zu schildern versteht, gegenüber seinen Vorgängern nicht viel Neues. Er erinnert sehr an Cabet, nur daß Menschen und Verhältnisse bei ihm in ein moderneres Gewand gekleidet sind.

Eine Utopie, die ihre Traumwelt nicht nur mit den Augen des Sozialkritikers, sondern vor allem mit den Augen des Künstlers sieht, ist William Morris 1891 erschienene Schrift „News from Nowhere“. Morris gehörte zu der Gruppe der Fabier, einer Schar sozialistischer Künstler, die auch Shaw und Wells zu ihren Mitgliedern zählte. Die Diskussion, von der Morris am Anfang seines Buches erzählt, mag in Gedanken an die Gespräche unter den Fabiern geschrieben sein.

Sein Roman spielt in einer Zeit nach dem Jahre 2000. Er schildert schöne Landschaften ohne Fabrikanlagen, ohne Rauch und Schmutz. Alle Häuser sind einfach, aber solid und geschmackvoll gebaut und haben gepflegte Gärten. Schöne gesunde Menschen in Gewändern, die denen des 14. Jahrhunderts gleichen, bevölkern die Straßen. Ein besonders kostbar gekleideter schöner Mann stellt sich als Mistfahrer heraus, nebenbei schreibt er aber auch Novellen, wie überhaupt jedermann mindestens zwei Berufe ausübt, andere sind z. B. Mathematiker und Weber oder Fährmann und Ziseleur.

Die Kinder leben während des Sommers fast ausschließlich im Freien, manchmal wochenlang in Zelten. Es gibt keine Schulen für sie, überhaupt keine systematische Erziehung. Bei ihrem Freiluftleben lernen sie schwimmen und reiten, kochen und nähen, Dachdecker- und Zimmerarbeiten, wenn sie Lust dazu verspüren, auch die Verwaltung eines Ladens. Die meisten Kinder lernen, wenn sie Bücher herumliegen sehen, schon im Alter von vier Jahren lesen. Schreiben lernen sie als Kunstübung, für den täglichen Gebrauch gibt es ja Schreibmaschinen. Fremdsprachen lernen sie von ausländischen Besuchern und deren Kindern, die klassischen Sprachen, wenn sie Lust dazu haben. Geschichte z. B. oder Mathematik lernen sie aus selbstgewählter Lektüre, sie werden nicht zum Lesen angehalten, aber auch nicht daran gehindert, wenn sie Lust dazu haben.

Das Gemeinwesen, das Morris vorschwebt, ist völlig anarchisch. Es gibt keine Regierung, da es kein Privateigentum gibt, denn „für welchen anderen Zweck sollte die Regierung da sein, wenn nicht für den Schutz des Reichen vor den Armen, des Starken vor dem Schwachen?“ Durch die Abschaffung des Privateigentums gibt es keine Eigentumsvergehen, keine Zivilprozesse, ja, es gibt überhaupt keine Strafgesetze im eigentlichen Sinn. Das Verbrechen wird als krampfartige Krankheit betrachtet, zu deren Behandlung man Ärzte, aber keine Gefängnisse braucht. Der Täter wird seiner Reue überlassen, während er, nach dem Gesetz bestraft, mit Fug und Recht von neuem sündigen könnte.

Es gibt keinen Lohn für die Arbeit, der Lohn der Arbeit ist das Leben. Dank des Fehlens des Zwanges und der Freiheit für jedermann, zu machen, was er am besten versteht, ist die Arbeit ein Vergnügen geworden, das seinen Lohn in sich selber trägt.

Wie es keine Regierung mehr gibt, sondern nur Gemeindevertretungen, die über die Angelegenheiten ihres Ortes beraten, gibt es auch keine Außenpolitik mehr, denn das System miteinander rivalisierender Völker ist verschwunden.

Technische Erfindungen stehen nicht in besonderem Ansehen, es gibt z. B. keine Eisenbahnen mehr. Alle langweiligen, eintönigen Arbeiten werden möglichst von Maschinen verrichtet, sonst hat man nach und nach immer mehr von den Maschinen, die der Stolz der alten Gesellschaft waren, abgeschafft, und verrichtet alle Arbeit, deren Herstellung mit der Hand Vergnügen macht, ohne maschinelle Hilfe. Handwerke, die gemeinschaftliche Arbeit notwendig machen, werden in Genossenschaftswerkstätten betrieben, sonst kann jeder Handwerker an jedem beliebigen Ort arbeiten.

Auch die Frauen können sich, genau wie die Männer, ihre Beschäftigung selbst wählen.

Die Ehegesetze sind sehr locker, wenn Ehegatten sich trennen wollen, ist keine Ehescheidung nötig. Die Liebe wird nicht überschätzt, und niemand ist geneigt, den Kummer unerwidelter Liebe zu schwer zu nehmen. (Trotzdem ist gerade ein Mord aus Eifersucht verübt worden!)

Von allen mir bekannten Utopien ist die Morris'sche bei aller scheinbaren Nüchternheit die am wenigsten reale. Es ist der Traum des schönheitsliebenden und freiheitsdurstigen Künstlers. Wir erfahren eher, was es nicht mehr gibt, als die tatsächlichen Einrichtungen des Staates oder gar seine wirtschaftlichen Lebensbedingungen. Es wird z. B. an keiner Stelle gesagt, wovon die Einwohner leben, da es ja keinen Lohn gibt; Tauschhandel scheint auch nicht üblich zu sein, denn es gibt Läden, in denen man die Waren ohne jegliche Gegenleistung bekommt. Da jegliche Herrschaft fehlt, kann man wohl von Anarchie sprechen, es ist aber nicht die Anarchie einer Gesetzlosigkeit, sondern eher die reibungslose Funktion eines gesunden lebendigen Organismus, der sich mühelos entfaltet und Krankes, sollte es je auftauchen, selbsttätig regeneriert.

Aus der Fülle der Utopien, die die Dichter unserer Tage geschrieben haben, ich nenne nur die Namen Wells, Gurk, Hesse, will ich nur eine herausgreifen: Huxley's „Brave new World“.

Waren die Bilder, die die Schreiber der Utopien aus ihrer Phantasie beschworen, schöne Träume, deren Erfüllung sie, wenn auch kaum je erhofften, so doch in kühnen Augenblicken ersehnten, so ist Huxleys Werk ein Nachtmahr, den er als warnendes — ob mit Recht oder Unrecht, sei dahingestellt — Schreckbild vor uns aufstellt.

Die Zukunftswelt Huxleys ist durch und durch technisiert und standardisiert. Kinder werden nicht mehr gezeugt und geboren, sondern in Brutmaschinen am laufenden Band auf Bestellung genormt, ausgebrütet und abgefüllt. „Vater“, „Mutter“ sind obszöne Worte, die anhören zu müssen, junge Menschen erröten macht; Sexualität ein Kinderspiel, dem Erwachsene in Augenblicken sentimental-rückerinnernden gerührt zusehen. Die Menschen werden bereits im Embryonalzustand für die Klasse genormt, der sie später im Leben eingereiht werden sollen. Es gibt die Klassen Alpha bis Epsilon, von denen nur die Alpha-Klasse zum Vollbesitz aller Geistes- und Körperkräfte emporgezüchtet wird, soweit man individuelle geistige Kräfte in

Huxleys Zukunftsstaat überhaupt noch erlaubt. Alle anderen Klassen werden durch besondere Knospungsverfahren der zur Zucht benutzten extirpierten Ovarien (auch „lebendgebärend“ ist ein unaussprechlich schmutziges Wort), durch Sauerstoffentziehung und Alkoholspritzen im Embryonalzustand und durch hypnopädische Erziehung im zartesten Säuglingsalter so herabgezüchtet, wie es ihre zukünftige Klasse erfordert, so weit, daß sie sich auch noch unter den eintönigen und niedrigen Lebensbedingungen der Epsilonklasse — Zwergwuchs und Verstand eines zehnjährigen Kindes — wohlfühlen.

Schmerzen, Leidenschaften, Gefühle sind Feinde, die verbannt werden müssen. Gefühl lauert in der Zeitspanne zwischen Wunsch und Erfüllung, deshalb: keine unerfüllten Wünsche, keine unterdrückten Triebe. Sind Ärger, Mißstimmung oder gar Leiden trotz aller Vorkehrungen unvermeidlich, dann hilft Soma. „Soma hat alle Vorteile von Christentum und Alkohol, aber keinen seiner Nachteile.“ Alphas führen Somatabletten ständig bei sich; den niederen Klassen wird es allabendlich nach der Arbeit zugeteilt. 1 ccm heilt zehn trübe Gefühle. Es gibt keine physiologischen Altersmerkmale, aber auch die „mental en Alterszeichen wie Religion, Denken, Lesen“ sind verschwunden. Gegen unerwartet auftretende Atavismen dieser Art hilft Soma.

„Einst gab es Gott! Wir haben den Weltstaat, unseren Ford (der neue „Gott-Ersatz“), Gemeinschaftssingen und Solidaritätsdienst. Wahrheit ist eine Drohung, Wissenschaft eine öffentliche Gefahr. Die Menschen wählen Glückseligkeit, nicht Wahrheit und Schönheit und Glückseligkeit hält die Räder im Drehen.“

„Wir haben jetzt Jugend und Wohlergehen bis zum Ende unseres Lebens, wir sind unabhängig von Gott. Wozu brauchen wir Trost, wenn wir Soma, etwas Ewiges, wenn wir die soziale Ordnung haben. Es ist natürlich, an Gott zu glauben, wenn wir allein sind, aber jetzt ist der Mensch nie allein. In der Vergangenheit konnte man versöhnlich, langmütig, geduldig nur durch harte moralische Selbsterziehung werden — jetzt schlucken wir je nach der Schwere des Falls einige Gramm Soma — und es ist erreicht. Zivilisation hat absolut kein Verlangen nach Schönheit, Edelmut, Heldentum. In einer richtig organisierten Gesellschaft hat niemand Gelegenheit, edel oder heroisch zu sein.“

Die unteren Klassen sind vollkommen glücklich: Siebeneinhalb Stunden leichte, nicht anstrengende Arbeit, Soma, Sport und das Fühlkino. Die Arbeitsstunden könnten um die Hälfte verkürzt werden, aber die Folge wäre Unruhe und Ansteigen des Somaverbrauchs. Das Erfindungsamt ist gestopft voll mit arbeit sparenden Maschinen, aber im Interesse der Arbeiter werden sie nicht ausgeführt, denn der Mensch wüßte mit seinen Mußestunden nichts anzufangen.

Einmal machte man den Versuch einer klassenlosen Gesellschaft und bevölkerte die Insel Cypern nur mit Alphas. Innerhalb weniger Jahre gab es einen fürchterlichen Bürgerkrieg, bei dem sechs Siebentel der Bevölkerung umkamen. Der Rest unterwarf sich freiwillig der herrschenden Ordnung und der Klassenteilung Alpha bis Epsilon.

Ein lebender, fühlender Mensch der alten Zeit gerät in diesen Zukunftsstaat; verzweifelt, angewidert erhängt er sich selbst.

Das ist der letzte der Träume vom besten Staat, die müde Gebärde eines übersättigten Ästheten, der den Hunger der nach Glück und Schönheit darben den Menschen nicht kennt, der, im Gegensatz zu seinen Vorgängern, nicht mehr helfen will, das Los seiner Mitmenschen zu verbessern, sondern nur noch die Furcht vor der Veränderung der bestehenden Verhältnisse ausdrückt.

Das Rad der Geschichte dreht sich nicht immer im gleichen Tempo. Wenn es Jahre und Jahrzehnte gibt, in denen scheinbar keine Veränderung stattfindet, weil die Bewegungen so verdeckt und unterirdisch laufen, daß der Mensch nichts davon spürt, so gibt es andere, und dazu gehört wohl unsere Zeit, in denen die Quellen aus ihren unterirdischen Schächten brechen und den Gang der Ereignisse zu solcher Schnelligkeit antreiben, daß wir mit unseren Feststellungen und Erkenntnissen immer ein Stück hinter den bereits verwirklichten Geschehen dreinhumpeln, viel weniger uns auf das rüsten können, was morgen geschieht.

Lamartine sagt: Die utopistischen Träume sind oft vorzeitige Wahrheiten.

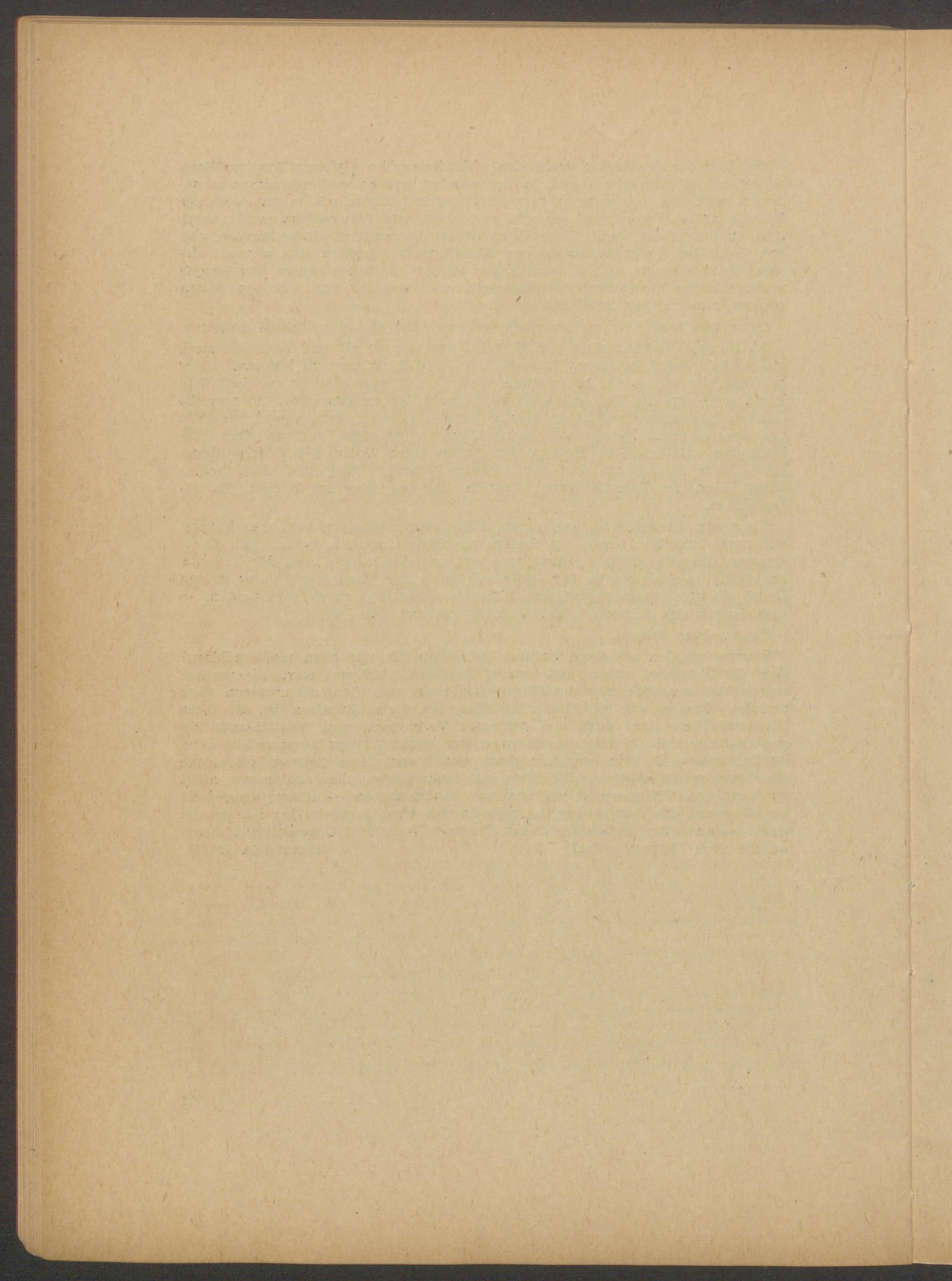
Ist Huxleys Zukunftsstaat ein Beweis,, daß wir zu alt und zu müde sind, um noch Träume, goldenes Vorrecht der Jugend, spinnen zu können? Oder hört die Menschheit auf zu träumen, weil sie reif geworden ist zur Tat? Wie leicht wäre uns die Antwort noch vor vierzig Jahren geworden. So schreibt Oncken in seinem Vorwort zu Morus' Utopia: „Bedarf doch aller Fortschritt des Sporns eines, wenn auch unerreichbaren Endziels: erst an dem Unbedingten entzündet die Reform das Feuer ihrer Worte, die Durchschlagskraft ihrer Argumente und die ethische Wucht.“ Weg und Ziel, beides schien klar, die Träume waren Fackeln, die den Weg des Fortschritts erleuchteten.

Aber wir, Ernüchterte, wir, denen alle Träume ausgeträumt, was können wir noch tun? Wir liegen am Boden, zerschlagen, und kriechen nach Brotkrumen, die uns sättigen sollen, was soll uns der kühne Flug der Träume. Ist nicht die Atombombe der letzte Albtraum der Menschheit, unter dessen Druck sie in ahnungsschwangeren Minuten schon jetzt zu stöhnen beginnt — und danach das Schweigen der Vernichtung und des Todes?

Fragen über Fragen.

Warum wurden all diese Träume geträumt, die wir eben nacherzählten? weil die Menschen sahen, daß ihre Wirklichkeit nicht gut war. Niemandem wurde das unerbittlicher deutlich gemacht als uns Deutschen, denen alles zerrann, Traum wie Wirklichkeit. Aber ist diese Situation in all ihrer Schrecklichkeit nicht auch voll geheimer Verheißung und Möglichkeit? Wo gab es das je, daß ein Volk sein Haus so von Grund auf neu bauen mußte, nein, durfte, wie wir? Wir brauchen dazu gewiß vor allem fleißige, nüchterne Handwerker, die gewissenhaft Stein auf Stein setzen, aber sollten wir nicht auch zu den Träumern gehen und von ihnen lernen — immer eingedenk der Grenzen, die dem Menschen, wie er nun einmal geschaffen ist, gesetzt sind — damit der rechte Geist der Freiheit, Wahrheit, Gerechtigkeit durch unsere neue Mauern wehe?

(geschrieben 1946)



Ludwig Gall

Unter den älteren deutschen Sozialisten gibt es einen Mann, der heute vergessen und so gut wie unbekannt ist, und mit dem sich auch die Fachwissenschaft nur verhältnismäßig selten beschäftigt hat, obwohl sie ihm, tat sie es doch einmal, Namen wie „der erste deutsche Sozialist“ (Stegmann und Hugo, Handbuch des Sozialismus, Zürich 1892) und „Vater des deutschen Sozialismus“ (Rudolf Singer in der „Zeitschrift für Volkswirtschaft, Sozialpolitik und Verwaltung 1894“) beilegte. Dieser Mann ist Ludwig Gall, und seine Vernachlässigung ist um so bedauerlicher, als es sich bei ihm um eine ausgesprochen interessante Persönlichkeit handelt. Obgleich er im Gange seiner Entwicklung durch den Sozialismus der englischen und französischen Utopisten weitgehend beeinflusst wurde, bleibt ihm doch das Verdienst, die Probleme selbst gesehen zu haben, und es bleibt die zähe Unbeirrbarkeit bewundernswert, mit der er seine Gedanken in einer dafür noch fast unvorbereiteten Umgebung durchzusetzen versuchte. Daß er so gut wie keine Erfolge hatte, lag nicht nur an den Schranken, die seine Persönlichkeit selber setzte, sondern vor allem an den Verhältnissen einer Zeit, die für sozialistische Fragen nicht genügend interessiert war, da die Industrialisierung in Deutschland noch nicht so weit entwickelt war, daß sie Probleme hätte schaffen können, deren Lösung irgendwie brennend schien.

In Deutschland hatte sich, ganz im Gegensatz zu England und Frankreich mit seiner viel weiter vorgeschrittenen Industrialisierung zu Anfang des 19. Jahrhunderts überhaupt kaum Interesse an den sozialen Fragen gezeigt. Zwar hatte Fichte in seinem „Geschlossenen Handelsstaat“ (1800) bereits ein Staatssystem aufgestellt, das sozialistische Gedanken enthielt, aber das war die Schreibtischarbeit eines Philosophen, die trotz ihres hohen Gedankenfluges und ihres richtigen Kerns unleugbar einen penetranten Kasernenhofgeruch ausströmte und keine Hilfe für die Tagesnöte bot. Wenn also ein Mann wie Gall, der als Beamter in durchaus gesicherter Stellung persönlich nicht mehr als jeder andere seiner Umgebung an den aufgeworfenen Fragen interessiert war, die ihn umgebende Not und die sozialen Unzulänglichkeiten nicht nur sah, sondern auch im Rahmen seiner Möglichkeiten die Ursachen dieser Zustände zu ergründen und tatkräftig unter Einsatz seiner ganzen Existenz zu helfen versuchte, dann ist das ein Handeln und Fühlen, dem nachzugehen durchaus lohnend und interessant sein dürfte.

Ludwig Gall wurde 1796 in Aldenhoven bei Jülich als Sohn eines Landwirtes geboren, im Todesjahre von Adam Smith, dessen „Wealth of Nations“ ihn später entscheidend beeinflussen sollte. Ludwig besuchte nach der Dorfschule von 1805 an die Sekundärschule in Aachen. Obwohl die Anforderungen dieser Mittelschule nach zeitgenössischen Berichten nicht sehr hoch waren, wurde er doch bereits nach zwei Jahren von dort entlassen mit dem Zeugnis, er werde es wohl nie weiter als bis zum Schreiber bringen. Das gesamte rheinische Schulwesen seiner Zeit war unter der französischen Besatzung zum Leidwesen der aus ihren Gewohnheiten gerissenen alten Schulmänner erneuert und praktisch ausgerichtet worden, und man kann annehmen, daß hier der Grund zu den technischen Neigungen und Beschäfti-

gungen gelegt wurde, die ihn sein ganzes Leben hindurch begleiteten. Er wurde zuerst einmal tatsächlich Schreiber, zuerst in Lüttich, dann in Köln bei dem Advokaten Venedey, dessen 1805 geborenem Sohn Jakob, dem späteren Schriftsteller und Politiker, er den ersten Unterricht erteilte. Von 1811 an war er als Schreiber und Übersetzer zuerst bei den französischen Behörden, dann, nach dem Abzug der Franzosen bei der provisorischen Verwaltung und schließlich von 1815 an bei den preußischen Behörden tätig und wurde endlich 1816 als Regierungssekretär in Trier angestellt. Hier verheiratete er sich noch im gleichen Jahr mit der siebzehnjährigen Tochter des angesehenen Trierer Arztes und Stadtrates Willwersch, der Mitbegründer der seit 1801 bestehenden „Gesellschaft für nützliche Forschungen“ war. Gall sprach auch später stets in Dankbarkeit und Verehrung von seinem Schwiegervater, der in den wechselvollen Zeiten, die die Stadt Trier durchlebte, sehr aktiv am öffentlichen Leben mitwirkte, und der Kreis der Gesellschaft für nützliche Forschungen, in den er durch ihn gezogen wurde, Männer, die am öffentlichen Leben, an naturwissenschaftlichen, wirtschaftlichen und künstlerischen Fragen lebhaften Anteil nahmen, wirkte sicher mit, seinen Blick für die sozialen Fragen zu öffnen und zu schärfen. Auch Ludwigs Bruder, Franz Alois Gall, der in Trier als Buchhändler und Verleger tätig und Korrespondent der Elberfelder Allgemeinen Zeitung war, interessierte sich so sehr für politische Fragen, daß er eine Zeitlang wegen politischer Unzuverlässigkeit unter obrigkeitlicher Bewachung stand, ebenso wie auch Ludwig von seinem Oberpräsidenten von Bodolschwingh gegen die preußischen Behörden, die ihn als „Spion und Demagogen“ verdächtigten, in Schutz genommen werden mußte. Nun war es zur Zeit der Heiligen Allianz, die bereits mit den Karlsbader Beschlüssen schwanger ging, nicht sonderlich schwierig, in den Verdacht politischer Unzuverlässigkeit zu kommen; es wehte auch ein verhältnismäßig frischer Wind in der Stadt, deren Bewohner nicht nur unter ihren wechselvollen politischen Schicksalen einige Erfahrung hatten sammeln können, sondern es kam auch dazu, daß die Rheinlande als Industriegebiet ein Sitz des Liberalismus waren, der den aus Kernpreußen hierher versetzten Beamten verdächtig erscheinen mußte. Aber ein gut Teil geistiger Beweglichkeit kam doch wohl auf Galls eigene Rechnung. Zuerst zeigte sich diese Aufgeschlossenheit in technischen Versuchen der verschiedensten Art. Er fing an, sich mit der Dampfbrennerei zu beschäftigen, einem Gebiet, dem er sein ganzes Leben hindurch treu blieb. 1843 rechtfertigt er diese Vorliebe mit den an die Maschinenstürmer erinnernden Worten: „Von den für die Bedürfnisse der Menschen tätigen Gewerben ist die Branntwein- und Spiritusfabrikation nächst der Brotbäckerei unstreitig dasjenige, welches die meisten Rohstoffe . . . verbraucht, die meisten Menschenhände beschäftigt und die größten Geldsummen für Arbeit in raschen Umlauf setzt. Dies Gebiet . . . ist zugleich dasjenige, auf dem der . . . Techniker Gelegenheit zu Tätigkeit findet, ohne sich dem freudelosen Nachdenken, wie die Menschenhand durch Maschinenkräfte noch mehr zu verdrängen sei, hingeben zu müssen. — . . . Die möglichste Ersparnis an Rohstoffen, die den Armen zur Nahrung und Erwärmung dienen mögen, ist in Europa unsere Aufgabe, nicht, wie die ohnehin so furchtbar anwachsende Masse der Arbeitslosen noch zu mehren sei.“

Er legte auch in seinem Hause Gasbeleuchtung an, was in einem Ort mit nur 11 000 Einwohnern sicher nicht ohne allgemeine Aufregung hinging und die Vermutung nahelegt, daß die Beamtentätigkeit seine Kräfte wohl nicht übermäßig beanspruchte, eine Annahme, die seine vorgesetzte Behörde später auch einmal recht kritisch aussprechen sollte.

Die Rheinlande und Trier insbesondere hatten Zeiten heftigster Erschütterungen hinter sich. Nach den Kämpfen der Koalitionskriege war die Stadt 1794 von den Franzosen besetzt worden; als die kriegerischen Unruhen aufgehört hatten, die Militärherrschaft von zivilen Behörden abgelöst wurde und eine gewisse Erholung stattgefunden hatte, kam nach den Befreiungskriegen wieder ein neuer Kurs unter preußischer Oberhoheit. Alle diese Erschütterungen hatten sich natürlich auf das Wirtschaftsleben ausgewirkt und starke soziale Gegensätze geschaffen. Während die „Trierische Chronik“ von dem „seit mehreren Jahren gestiegenen Luxus“ erzählt, heißt es in dem Bericht über den Stand der öffentlichen Verwaltungsangelegenheiten im Jahre 1817: „In dem verflossenen Jahre ließ die königliche Regierung auf mehreren Punkten der alten Augusta Trevirorum in doppelter Hinsicht wohlthätige Ausgrabungen anstellen. Dadurch wurde einestheils der großen Not des Jahres (Hungersnot), wodurch die ärmere Klasse sich vorzüglich gedrückt fühlte, gesteuert ... Durch diese Arbeiten wurde zugleich der menschenfreundliche Zweck erreicht, daß mehrere hundert brotlose Menschen ernährt wurden.“ Aber was half es, wenn von den vielen, die Hunger litten, einigen Hundert vorübergehend geholfen wurde. Die arbeits- und brotlosen Massen versuchten als letzten Ausweg, nach Amerika auszuwandern, und strömten rheinabwärts in die holländischen Häfen, in der Hoffnung, dort eine Möglichkeit zur Überfahrt nach den Vereinigten Staaten zu finden. Aber nicht alle fanden diese Möglichkeit; manche fielen auch in die Hände von Betrügern, fanden sich schließlich völlig mittellos in einer fremden Umgebung, in der sie untergingen oder, von dem wenigen, was sie vorher besessen hatten, entblößt, den Rückweg in die Heimat suchten.

Durch das Elend dieser Verhältnisse wurde der niederländische Gesandte am deutschen Bundestag, Freiherr von Gagern, 1817 veranlaßt, eine Schrift herauszugeben, die — in ziemlich aphoristischer und unzusammenhängender Form — an die Regierungen und Behörden appelliert, sich der Auswanderer durch Beratung und tatkräftige Hilfe anzunehmen. Er brachte aus der rheinischen und niederländischen Presse Belege für die Richtigkeit seiner Angaben, und so mangelhaft uns das Schriftchen heute erscheint, hatte es doch, wohl auch wegen der Person des Verfassers, den Erfolg, daß Gall, der wohl die geschilderten Tatsachen schon aus eigenem Augenschein kannte, versuchte, eine „Gagernsche Gesellschaft“ zu gründen, die den Zweck haben sollte, „dem darbenden oder nicht zufriedenen deutschen Manne Arbeit und Verdienst und genügende Wohnung und Besitz auf der Erde und vorzugsweise im Vaterlande zu verschaffen — unabänderlich beschlossene Auswanderung aber durch Rat und Tat zu erleichtern“. Auf das Gesuch zur Genehmigung einer solchen Gesellschaft antwortete die preußische Regierung: „Auf Ihr Schreiben vom 4. d. M., gerichtet an unseren Chefpräsidenten, erwidern wir Ihnen, daß wir eine sogenannte „Gagernsche Gesellschaft“ nicht als hier existierend ansehen können, da nach den bekannten gesetzlichen Bestimmungen ohne besondere königliche Bestätigung keine Gesellschaften für öffentliche Zwecke statuarisch gebildet werden dürfen. Sie insbesondere haben gar kein Recht, hier dergleichen Gesellschaften zu errichten und sonstige öffentliche Handlungen derart vorzunehmen. Sie werden vielmehr ganz nach den Gesetzen als Fremder angesehen und haben sich danach zu erachten.“

Als Gall seine Absichten auf diese Weise durchkreuzt sah, hielt er sich nicht länger mit theoretischen Beratungen und Versuchen auf, sondern — seine Entlassung aus dem Staatsdienst hatte er bereits nachgesucht — knüpfte Verhandlungen mit einer Schweizerischen Auswanderungsgesellschaft in Bern

an, die ihn zu ihrem Agenten für die Rheinlande machte. Im April 1819 verließ Gall mit seiner neunzehnjährigen Frau Trier und schiffte sich als Leiter einer Schar von Auswanderern am 25. Mai in Antwerpen auf dem Segelschiff „Columbia“ nach den Vereinigten Staaten ein. Nach fast zwei Monate dauernder ereignisreicher Fahrt, bei der es sogar zu einer mit Waffengewalt niedergeschlagenen Meuterei unter den Fahrgästen kam, landete das Ehepaar am 23. Juli in New York und betrat die amerikanische Erde.

Es ist übrigens merkwürdig, daß er kaum jemals seine junge Frau und ihre Reaktion sowohl bei der gefährlichen und unendlich mühseligen Überfahrt wie auch später während des Aufenthalts in Amerika erwähnt, und man kann wohl daraus schließen, daß es eine ungewöhnlich selbstlose und tapfere Frau war, die so, allem Anschein nach widerspruchsfrei, die Unruhen und Wechselfälle seines Lebens teilte.

Er schreibt in seinem Tagebuch: „Ich ging an Land, glühend vor Verlangen, die frische, jugendliche Erde der Freiheit unter meinen Füßen zu fühlen, an die hochschlagende Brust der Freunde der Bedrängten mich zu werfen ... Im Kreise gebildeter und aufgeklärter Nachbarn goldene Tage des Friedens und der Unabhängigkeit im Genusse ländlicher Freuden zu verleben.“ Begeistert sah er auf die ihn umdrängende Menschenmenge, alle gut und angemessen gekleidet, ohne eine Spur von Mangel oder Dürftigkeit. „Ich konnte mir einen so allgemeinen Wohlstand nur dadurch erklären, daß alle Menschen in diesem glücklichen Lande sich untereinander nur als Glieder einer einzigen großen Familie betrachteten.“ Es war vorauszusehen, daß so hochgestimmte Erwartungen sich nicht erfüllen konnten. „You know, 't is a stranger“, war das Zeichen, auf das hin Gepäckträger, Gastwirt, Kellner, kurz jeder, mit dem der Ankömmling zu tun hatte, versuchte, zu holen, was auf krummem oder geradem Wege zu holen war. Diese Erfahrung machte nicht Gall allein, sie findet sich in allen zeitgenössischen Berichten der neuangekommenen Europäer, aber nicht alle kamen mit so ganz anderen Erwartungen und ließen sich von der Enttäuschung so überwältigen wie Gall. Aber vorerst besänftigt er sein „wundgestoßenes Herz“ an den „erheiternden Einflüssen der Natur“ und kehrt mit den „seligsten Gefühlen“ in den Gasthof zurück. Er besichtigt New York und nennt den Broadway die schönste Straße der Welt, die zwar keinen einzigen Palast aufzuweisen habe, aber schöne, reinliche Häuser. Auf dem Landgut des Herrn Pierpont sieht er eine Branntweinbrennerei, deren neuartige Kesselanlagen er genau beschreibt. Mit dem Raddampfer „Nautilus“, den er bewundernd in allen technischen Einzelheiten schildert, fährt er bis Perth Amboy und reitet dann weiter landeinwärts, um zur Ansiedlung geeignete Ländereien ausfindig zu machen. Inzwischen sind bereits die ersten seiner Reisegefährten, denen er die Überfahrtskosten vorgestreckt hatte, entgegen den getroffenen Abmachungen davongelaufen. Als die Schweizer, die mit ihm zusammen die Überfahrt gemacht hatten, nach Virginia weiterziehen, ruft er aus: „Sollte nicht das Rasseln der Sklavenketten der unglücklichen Neger allein schon den Emigranten ... von Virginiens Grenzen verschrecken!“ Über New Brunswick, Princeton, Trenton geht es weiter; sein Herz begeistert sich an den Bildern des Wohlstandes, die sich vor seinen Augen ausbreiten, zugleich aber ist er immer von neuem empört über die teils versuchten, teils gelungenen Prellereien, denen er ausgesetzt ist. In Philadelphia gibt er genaue Beschreibungen der Wasserleitungen, einer Bierbrauerei, einer Dampfmühle. „Unter den zahlreichen anderen Benutzungen der Kraft der Dämpfe hat mir vor allem die Anwendung der Dampfmaschine zum Steinschneiden und -schleifen ungemein gefallen, weil man dadurch dem Menschen wieder eine jener Arbeiten

abgenommen hat, auf deren Produkt wir, wenn wir humaner wären, als wir wirklich sind, so lange lieber verzichten sollten, als wir es uns nicht anders als durch Menschenhände verschaffen können ... Die Arbeiter, welche hier den Sägen und Maschinen die rechte Richtung geben, schreiten stolz, wie es dem Menschen ziemt, in mäßiger, gesunder, abwechselnder Tätigkeit zwischen den Maschinerien einher und werden, indem sie der Gesellschaft nützen, auch selbst ihres Lebens froh.“ Im Gegensatz dazu beschreibt er die ermüdend monotone Arbeit eines mit der Handsäge arbeitenden Marmorschleifers: „Das ist grausam, unmenschlich!, hör' ich dich ausrufen, lieber Leser, warum solltest du das auch nicht, so ein Aufruf kostet ja nichts.“

Immer mehr seiner Reisekameraden, für die er in Europa alle Kosten der Überfahrt und des bisherigen Lebens in Amerika vorgestreckt hatte, verließen ihn heimlich, da man ihnen sagte, in Europa getroffene Vereinbarungen hätten auf amerikanischem Boden keine Gültigkeit.

Es war eine häufig geübte Praxis, daß völlig mittellose Emigranten von den Schiffseigentümern ohne Bezahlung verschifft wurden (oder, wie in Galls Falle, sich von wohlhabenden Mitreisenden die Überfahrtskosten vorstrecken ließen), wenn sie sich verpflichteten, sich bei ihrer Ankunft in den Vereinigten Staaten durch Anschlagzettel oder Aufruf in den Zeitungen zu verdingen und mit dem Vorschuß, den ihr neuer Arbeitgeber zahlte, die vorgeschossene Summe zurückzuerstatten. Der erste Arbeitsvertrag auf dem neuen Boden wurde in solchen Fällen meist auf drei Jahre geschlossen; es wurde ein festes Jahresgehalt vereinbart, von dem nach Ablauf der Vertragszeit der Vorschuß für die Überfahrtskosten und das Geld für einen oder auch zwei vollständige Anzüge abgezogen wurde, denn diese völlig mittellosen Emigranten traten ihren Dienst meist so abgerissen an, daß eine Neueinkleidung, die den amerikanischen Verhältnissen entsprach, nötig war. Gall hatte unter diesen Voraussetzungen für eine ganze Reihe seiner Reisegefährten den Fahrpreis und die Unterhaltskosten für die ersten Wochen im neuen Lande bezahlt und verteidigt das Verfahren, indem er aufzeigt, daß bei diesem Brauch alle Vorteile auf Seiten des Arbeitnehmers lägen, da der Dienstherr stets damit rechnen müsse, daß der Neueingestellte seinen Posten heimlich verlasse und sich, da es in den Vereinigten Staaten keinerlei Paß- und Meldewesen gäbe, ohne weiteres mit geändertem Namen an einem anderen Ort niederlassen könne. Dagegen tadelt er die wohl aus England stammende Sitte, daß eingewanderte Eltern ihre unmündigen Kinder manchmal schon im Alter von sechs Jahren mit förmlichem Vertrag bis zum Mündigwerden vermieten.

Einen besonders großen Raum widmet er der amerikanischen Presse, deren korrupte Methoden in der politischen Berichterstattung er scharf tadelt. Aber dann fährt er fort: „Je weniger ich dem politischen Theile dieser Blätter meinen Beifall zollen kann, um so mehr haben sie mich in wissenschaftlicher Rücksicht befriedigt ... Ich habe nicht ein einziges Blatt in die Hand genommen, welches nicht irgend einen belehrenden Artikel über Gegenstände des nützlichen, praktischen Wissens enthalten hätte, und zwar in einer für alle Leser verständlichen Sprache. Da ist kein Zweig der Landwirtschaft, kein Gewerbe, keine nützliche Kunst, auf deren Vervollkommenung nicht unaufhörlich die Aufmerksamkeit von Tausenden gerichtet wäre.“ Er gibt eine lange Aufzählung von Erfindungen und Verbesserungen, die den praktischen Sinn der Amerikaner beweisen. Es ist bemerkenswert, daß er, der den Amerikanern und ihrer Lebensweise völlig ablehnend gegenübersteht, allein auf dem technischen Gebiete, dem Gebiete also, das er selbst übersehen kann, Gerechtigkeit widerfahren läßt und gerade hier einsieht, daß ein junges un-

fertiges Gemeinwesen mit noch ungefestigten Verhältnissen nicht nach europäischen Maßstäben gemessen werden darf.

Inzwischen hatte er den Plan gefaßt, sich, bis zur endgültigen Ansiedlung geeignete Ländereien gefunden waren, auf einem Pachtgute niederzulassen und von da aus mit Wagen oder zu Pferde auf Erkundungsreisen auszugehen. Alle seine Verhandlungen und Unternehmungen wurden durch eine nicht abbreißende Reihe von Betrugsversuchen, gelungenen Betrugereien und Zechprellereien jeder Art unendlich verwirrt und erschwert, und man kann sich bei der Aufzählung dieser dunklen Erfahrungen nicht dem Eindruck verschließen, daß er, wenigstens in dieser Zeit, kein besonders guter Menschenkenner gewesen ist.

In der Nähe von Harrisburg (Pennsylvanien) mietet er für eine Jahrespacht von 150 Dollar ein Landgut, dem er den „wohlverdienten“ Namen „Bellevue“ gibt. „Das Gütchen ist gerade, was wir brauchen. Außer acht Acker Wiesen, Garten und Baumgarten gehören 36 Acres Ackerland dazu, gerade so viel, als der letzte mir treu gebliebene Bursche mit zwei Pferden wird bestellen können. Von hier aus werde ich noch in diesem Jahre einige Forschungsreisen ins Innere unternehmen können, überdies wird die nahe Landstraße sehr oft Reisende — vielleicht gar zurückkehrende Emigranten — hier vorbeiführen, von welchen ich Erkundigungen über die westlichen Regionen werde einziehen können, und die Gelegenheit, mit den Volksrepräsentanten, welche nächsten Winter aus allen Teilen des Staates sich in Harrisburg versammeln sollen, bekannt zu werden, kann mir nur erwünscht sein, da über den finanziellen und ökonomischen Zustand des Landes nur aus dieser Quelle zuverlässige Nachrichten zu erhalten sind.“

Merkwürdig muß es Gall, der aus einem Gebiete ältester europäischer Kultur herkommt, angemutet haben, daß der Gründer der Stadt Harrisburg, ein Herr Harris, noch als ein Mann erst in den fünfziger Jahren in der von ihm angelegten Stadt lebt. Vor 34 Jahren wurde der Plan zu der Stadt entworfen, jetzt zählt sie schon über „500 großenteils schöne Häuser, meist aus Backsteinen aufgeführt und neben anderen öffentlichen Gebäuden auf einem Hügel ein prächtiges Capitol, denn seit vier Jahren ist Harrisburg Sitz der Regierung der Republik Pennsylvanien.“

Leider verläßt ihn auch noch der letzte seiner Reisegefährten, auf dessen Hilfe er bei der Bestellung seines Gütchens gerechnet hatte, unter allerlei Schikanen und Verärgerung; Erlebnisse mit Methodisten, die ihn wegen Verletzung der Sonntagsheiligung verfolgen, reisenden Wunderdoktoren, betrügerischen Nachbarn und Handwerkern zeigen ihm die Buntheit, aber auch Rechtsunsicherheit des amerikanischen Lebens, an die er sich nicht gewöhnen kann oder will.

Er versucht sich darüber klar zu werden, warum seine Erlebnisse in so krassem Widerspruch zu den Lobpreisungen anderer Reisender stehen und erklärt diesen Umstand aus den augenblicklichen ökonomischen Verhältnissen der Vereinigten Staaten. Er stellt fest: „Der Mensch wird nicht böse geboren; die sittliche Zerrüttung eines Volkes wie einzelner Menschen ist immer nur die Geburt des Mangels an den Bedürfnissen des Leibes und der Seele.“

Nun war Gall tatsächlich in einer sehr ungünstigen Periode der amerikanischen Wirtschaft ins Land gekommen. Als Europa von 1792 an in dauernde Kriegsunruhen verwickelt war, waren die Vereinigten Staaten die einzige Seemacht, deren Schiffe mit Sicherheit die Meere befahren konnte. Die amerikanische Handelsflotte vergrößerte sich infolgedessen ständig, und die Ausfuhr nach Europa nahm von Jahr zu Jahr zu. Da die Reeder aber ihre

Schiffe nicht leer zurückfahren lassen wollten, vergrößerte sich auch die Einfuhr, und besonders die billigen englischen und chinesischen Waren überschwemmten den amerikanischen Markt, so daß die Einfuhr rein geldmäßig trotz wachsenden Außenhandels die Ausfuhr dauernd überstieg. Während des englisch-amerikanischen Krieges 1812 bis 1814 hörten Seefahrt und Außenhandel fast ganz auf, und um den Einfuhrausfall zu ersetzen, wurde in aller Eile mit großem Kapitaleinsatz eine heimische Industrie geschaffen. Kaum war aber der Friede geschlossen, so bedeckten die amerikanischen Schiffe wieder alle Meere. Daß die ersten Waren bei der durch den Krieg verursachten Warenknappheit mit Leichtigkeit und zu guten Preisen abgesetzt werden konnten, reizte natürlich, die kaum entladenen Schiffe sofort wieder nach neuer Ladung auszuschicken. Das ging so bis etwa 1818; aber nun waren alle Warenlager nicht nur gefüllt, sondern übersättigt. Gleichzeitig mußten die neugegründeten Fabriken wieder stillgelegt werden, da sie weder im Inland noch im Ausland konkurrenzfähig waren. Durch die dadurch geschaffenen Verhältnisse, Konkurse, Arbeitslosigkeit usw. sank natürlich die amerikanische Kaufkraft rapide, so daß ganze Schiffsladungen von Waren in den Hafenstädten unter den Einkaufspreisen versteigert werden mußten. Besonders die Engländer machten den Amerikanern mit ihren während der Kontinentalsperre aufgestauten Waren nicht nur ihre Exportmärkte streitig, sondern errichteten z. B. auch in den amerikanischen Städten durch eigene Agenten sogenannte Cheap Stores at Auction Prices, in denen englische Waren im Kleinhandel zu Großhandelspreisen verkauft wurden. In der Zeit des allgemeinen Handelsaufschwungs während der europäischen Kriegswirren, der zu Spekulationen jeder Art angereizt hatte, waren überall in den Vereinigten Staaten zahlreiche Banken gegründet worden und, statt die Ursache des allgemeinen Wirtschaftsrückganges in der negativen Außenhandelsbilanz zu sehen, machte man, Ursache und Wirkung verwechselnd, die Banken für die eingetretene Verwirrung, wachsende Arbeitslosigkeit, in den Häfen nutzlos stillliegende Schiffe, steigende Bankerottziffern verantwortlich.

Amerika hatte keine eigentlichen Steuern, statt dessen wurde ein Einfuhrzoll auf alle importierten Waren erhoben, der aber, trotzdem er bis zu 33% betrug, doch nicht hoch genug war, um die eingeführten Waren den Preisstand der einheimischen Produkte erreichen zu lassen. Versuche einiger Staaten, ihr Defizit durch die Einführung direkter Steuern zu decken, scheiterten an dem wütenden Widerstand der Bevölkerung, die gegen die Steuerbeamten sogar tätlich vorging.

Alle diese Zusammenhänge sah Gall deutlich genug; er war aber zu sehr in europäischen Gedankengängen befangen, als daß er für die so ganz anderen Verhältnisse des jungen Landes und seine Bevölkerung Verständnis haben konnte, die gezwungen war, das tägliche Brot immer wieder neu zu erkämpfen und in der Rücksichtslosigkeit dieses Kampfes den Nebenmenschen leicht vergaß. Er spricht, an sich zu Recht, über Mangel an Bürgertugend, Mängel der Verfassung, Geldgier der Bewohner, Untüchtigkeit der Regierungen, und gibt die im großen Stile geplanten Einwanderungsprojekte auf.

Ein Gebiet des amerikanischen Lebens, mit dem er sich vor allem nicht einverstanden erklären konnte, war die Behandlung der farbigen Einwohner, die Tatsache der Sklaverei überhaupt. Er stellt mit Bestimmtheit fest, daß Gebiete, in denen die Sklaverei bestände, für die deutsche Einwanderung überhaupt nicht in Frage kämen, „böten sie auch alle Schätze der Welt.“ Für ihn ist es undenkbar, daß neben der schmachvollen Sklaverei wahre Freiheit gedeihen könne, auch fürchtet er, daß die Arbeit selbst, die seinen Landsleuten

ein Quell der Glückseligkeit werden solle, dadurch, daß sie durch verachtete Sklaven ausgeführt wird, selbst verächtlich werden könne, und daß der Gedanke naheliege, der entartete Sklavenhalter würde, wenn die Umstände es ihm möglich machen, seine weißen Brüder mit der gleichen Despotie beherrschen wie die Neger. Er stellt fest, daß die Anerkennung der Menschenrechte in der Unabhängigkeitserklärung auch auf die Neger hätte ausgedehnt werden müssen.

Auch über das Schicksal der freien Schwarzen und der Mischlinge ist er unterrichtet und meint, es wäre irreführend, sie in den Statistiken unterschiedslos neben den weißen Bewohnern aufzuführen, „um so unpassender, als jenen armen Teufeln trotz ihrer Freiheit diese Ehre in den Vereinigten Staaten doch sonst nirgends als in den statistischen Tabellen widerfährt; da sie, weit entfernt, die bürgerlichen Rechte mit den Weißen zu teilen, in mehreren Staaten kein Eigentum erwerben, in anderen sich nicht einmal niederlassen dürfen.“

Bevor er nach Europa zurückkehrte, ließ er in deutschen und englischen Zeitungen Amerikas einen Aufruf „An die Eigentümer von großen Landstrecken in Pennsylvanien“ erscheinen, in dem er darlegt, daß der Drang zur Auswanderung in Europa sehr stark sei und dort von gemeinnützigen Vereinigungen gefördert werde. Er selbst wirke in Übereinstimmung mit solchen Vereinen und mache den Landeigentümern in Pennsylvanien folgende Vorschläge:

„Jeder Landeigentümer, der zur Erleichterung der Ansiedlung empfehlenswürdigen deutschen Emigranten die Hand bieten wolle, solle wenigstens 5000 Acres zur Ansiedlung hergeben. Das zur Verfügung gestellte Land solle in Lose eingeteilt werden, von denen die Hälfte zum Preise von einem Dollar für den Acre an unbemittelte Emigranten abgegeben werden solle, die andere Hälfte, zwischen den von diesen Emigranten urbar gemachten Ländereien hin und wieder in kleinen Losen zerstreut liegend, solle vorerst Eigentum des Großgrundbesitzers bleiben, „denn in Ansiedlungen dieser Art, in einem gesunden Himmelsstriche, von achtungswürdigen deutschen Bauern bewohnt, würden sich später auch vermögendere deutsche Emigrantenfamilien gerne niederlassen und die disponiblen Lose mit einem zehnfach höheren Preise bezahlen, als solche gegenwärtig wert sind.“

Diejenigen Landeigentümer, welche geneigt sind, diesen Plan zu unterstützen, ersuche ich ergebenst, mir gefälligst vor dem 20. April d. Js. eine Beschreibung derjenigen Ländereien, welche sie zu dem gedachten Zwecke bestimmen wollen, nebst einer beglaubigten Abschrift ihrer Eigentumstitel postfrei zugehen zu lassen. — Bellevue bei Harrisburg, den 12. März 1820.“

Auf diese Vorschläge hin erklärten sich mehrere Großgrundbesitzer bereit, zu den von ihm angegebenen Bedingungen je zwischen 6000 bis 50 000 Acres Land herzugeben, „während bis dahin gute, unurbare Ländereien im Innern von Pennsylvanien nicht unter sechs Dollar feil gewesen waren“.

Der gute Erfolg bestimmte ihn, seine Rückkehr nach Deutschland auf einen Zeitpunkt zu verschieben, da es ihm gelungen sein würde, in Pennsylvanien einen Verein von Deutschen „für die Pflege des ausgestreuten Samens“ zu Stande zu bringen. In dieser Absicht und um „die Entmutigten wieder aufzurichten“, verfaßte er im Mai und Juni 1820 die Schrift „Gutgemeinter Rath an meine deutschen Landsleute“, in der er die Summe seiner in Amerika gemachten Erfahrungen und Beobachtungen niederlegte und darlegte, daß die einzige Erwerbsquelle für den völlig mittellosen sowohl als auch für den mehr oder minder begüterten Einwanderer die Landwirtschaft sein könne. Die

bereits Eingewanderten und von den vorgefundenen Zuständen Enttäuschten versucht er aufzurütteln und ermahnt sie, sich nicht in nutzloser Verzweiflung in Heimweh zu verzehren, sondern, sich aufraffend, vorwärtszublicken und rät ihnen „vor allen Dingen, Vereinigung in größeren Gesellschaften von 10 bis 100 deutschen Familien (von Gall gesperrt) und alles wird euch gelingen“. Durch Einigkeit und gegenseitige Unterstützung, so ist seine Meinung, werden die Einwanderer der Schwierigkeiten Herr werden und in gemeinsamer Arbeit, unter vernünftigem Verzicht auf Luxus und nutzlosen Prunk, alles das erwerben können, was zu w a h r e m Lebensgenuß notwendig ist. Seine Abneigung gegen die Amerikaner führt ihn zu dem Rat, die Deutschen mögen unter sich und den Sitten ihrer Väter auch in Tracht und Lebensweise treu bleiben.

In gefühlvollen Farben stellt er sich selbst und seinen Lesern das Bild der nach seinem Plan angelegten deutschen Kolonien vor und hofft, daß die zwischenliegenden teureren Lese später von vermögenden Familien „der gebildeten Klasse“ besiedelt werden mögen, die sich aber, da ja auch ihr Grundbesitz, genau wie die zuerst verkauften wohlfeilen Anteile nur 50 Acres beträgt, nicht in unberechtigtem Standesdünkel abschließen würden, zumal in der eben urbar gemachten Wildnis ein paar kräftige, arbeitsgewöhnte Arme mehr wert sind als Geld und Talente und jeder in jedem Augenblick auf die Hilfe seiner Nachbarn angewiesen sein kann.

„Welchen wohlthätigen Einfluß ein solches Durcheinanderwohnen der Reichen und Ärmern, der Gebildeten und Ungebildeten, auf die sittliche Veredlung aller haben werde, vermag die lebhafteste Phantasie kaum zu fassen, wenn alle einsehen werden, daß das Wohl jedes Einzelnen von der Wohlfahrt aller abhängt und Jeder überzeugt sein wird, daß er an seinem eigenen Glück arbeitet, indem er die Wünsche des Anderen befördert.“

Noch einmal ermahnt er die zukünftigen Ansiedler, sich nicht anders als zu wenigstens zehn Familien vereinigt in noch unangebauten Gegenden niederzulassen, die sich sämtlich als Glieder einer Familie zu betrachten hätten, die ersten drei Jahre für gemeinschaftliche Rechnung zu arbeiten, den verständigsten Männern aus ihrer Mitte freiwillig die Leitung der ersten Ansiedlung zu übertragen und sich zu verpflichten, deren Anordnungen pünktlich und unbedingt zu befolgen. An praktischen Beispielen mit genauen Kostenanschlägen demonstriert er die Vorteile seiner Ratschläge. Besonders legt er den Neuangekommenen größte Sparsamkeit mit Zeit und Kapital ans Herz und empfiehlt schon aus diesem Grunde, den kostspieligen Landungsort so bald wie möglich zu verlassen.

Den bereits im Lande sesshaft gewordenen Deutschen schlägt er die Bildung von Hilfsvereinen vor, die den Neuangekommenen nach der Anreise und in den Monaten bis zur ersten Ernte mit den notwendigen Nahrungsmitteln auszuweichen sollen, und auch hier bleibt er nicht bei theoretischen Vorschlägen, sondern geht in alle praktischen Einzelheiten des Wie und Wo.

Seinen Bemühungen gelang es, eine nicht unbedeutende Zahl von Amerikanern deutscher Herkunft in der „Deutschen Gesellschaft in Harrisburg“ unter dem 20. August 1820 zu vereinigen. Der Zweck dieser Gesellschaft sollte sein, den Deutschen in Pennsylvanien durch angemessene Unterstützungen die Ansiedlung zu erleichtern und sie vor Armut und Bettelei zu schützen.

Das Landkomitee dieser Gesellschaft sollte die von Gall angeknüpften Verhandlungen mit den Grundbesitzern fortführen, Erkundigungen über Lage und Beschaffenheit der Ländereien einziehen, die Rechtsgültigkeit der Eigentumstitel untersuchen und den Ankömmlingen die erforderlichen Anleitungen geben.

Ein Unterstützungskomitee sollte für die Einwanderer die erste kostenlose Unterkunft bereitstellen und ein Vorratslager der für die Emigranten gespendeten Nahrungsmittel anlegen und unterhalten.

Nach einer kurzen Übersicht der für die Einwanderer wissenswerten Naturalisationsbedingungen schließt er mit den Worten: „Doch wo der ausgewanderte Deutsche sich auch niederlassen möge, volle Zufriedenheit wird er nirgends finden, bereuen wird er die Trennung vom Vaterlande immer; weniger oder mehr, je nachdem er in seinen Erwartungen mehr oder weniger sich getäuscht sehen wird.“

„Genug der Warnungen und Winke, möchten diese sicher den Unzufriedenen und Darbenden geleiten, den jene dem Vaterlande nicht zu erhalten vermögen. Möchten aber auch die, denen das Schicksal für das Wohl der Völker zu wirken vergönnt, erkennen, wie sehr es not tut, daß die europäischen Staaten sich freundlicher gegeneinander öffnen, damit die stets wachsenden Volksmassen von selbst sich gleichmäßiger über den ganzen Weltteil verbreiten, damit der erwerbslose Schweizer und Süddeutsche in den blühenden Pflanzstädten am Schwarzen Meere, wo Odessa in 24 Jahren zu einer Stadt von 44 000 Einwohnern anwuchs, in einem gemäßigten Klima, im heimatlichen Weltteil, Nahrung und Lebensfreude finden, welche so viele in Nordamerika vergeblich gesucht und die nach Brasilien gewanderten Schweizer auch dort nicht gefunden haben.“

In die Heimat zurückgekehrt, gibt er in seinem zweibändigen Amerikabuch „Meine Auswanderung nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika 1819 bis 1820“ Rechenschaft über die Absichten, die ihn nach Amerika geführt hatten und über die Gründe, die ihn veranlaßten, diese Pläne aufzugeben. Er schließt mit der Entschuldigung, daß er seinen alten Wirkungskreis, den Beamtendienst, aufgegeben habe, weil er der Meinung gewesen wäre, in dem neugewählten nützlicher wirken zu können. Mit dieser Entschuldigung wollte er sich wohl die Rückkehr in den Staatsdienst ermöglichen, und tatsächlich wurde er am 1. Februar 1822 wieder als Kreissekretär in Trier angestellt.

Wenn wir gerade das Amerikabuch Galls so besonders ausführlich heranzogen, so deshalb, weil bereits in diesem Werke der ganze Gall in nuce zu finden ist, voll der besten und wahrhaft humanen Absichten, mit offenem Blick die Mängel seiner Umgebung und die zur Abhilfe notwendigen Mittel erfassend und doch in der praktischen Durchführung meist scheiternd, weil es ihm an Menschenkenntnis und Anpassungsfähigkeit fehlt. Vor allem findet sich bereits in diesem Buch immer wieder die Aufforderung, sich zu Gruppen zusammenzuschließen und gemeinsam zu planen und zu arbeiten.

Der Assoziationsgedanke, den er später bei den sozialistischen Schriftstellern finden sollte, ist hier von ihm selbständig entwickelt und ausgelegt.

Da er zu der Überzeugung gekommen ist, daß die Auswanderung kein Allheilmittel gegen die Arbeitslosigkeit ist, die mit der Beendigung der europäischen Kriege eingetreten ist, schlägt er vor, die arbeits- und verdienstlosen Massen in einem Arbeitsdienstheer für öffentliche Arbeiten zusammenzufassen. Die Kosten dafür sollen durch Kapitalabgabe aufgebracht werden, und er stellt fest:

„Die Aushebung eines besonderen Heeres von 200 000 Mann zur Urbarmachung von Wildländereien, Ebnung von Bergen, zur Ausfüllung von Abgründen, zur Schiffbarmachung der Flüsse, zur Anlegung von Kanälen und Landstraßen und 25 000 000 Thaler als Klassensteuer erhoben, würden in Preußen ohne Erschütterung jenem empörendem Mißverhältnis auf eine für die Nation ehrenvolle Weise ein Ziel setzen. Die wohlthätigen Wirkungen

einer solchen Maßregel sind unberechenbar, das Land würde allmählich in ein Paradies umgewandelt, alle produzierenden Klassen bloß auf Kosten der nichtproduzierenden wohlhabender und die geringeren Massen also zunächst in den Stand gesetzt, besser, also dem Wunsch der Natur gemäßer zu leben. Denn da jene 25 000 000 Thaler zur Unterhaltung des Heeres verwendet würden, so würde der dazu von jedem Staatsbürger geleistete Beitrag nur in die Hände derjenigen nicht wieder zurückfließen, welche nichts produzieren, in den Händen der produzierenden Klassen aber würde außer ihrem eigenen Beitrag auch jener der nicht produzierenden sich vereinigen.“

Das Amerikabuch ist übrigens auch von Goethe gelesen worden, der allerdings an seinem sozialkritischen und politischen Inhalt völlig vorüberging und nur den reichen stofflichen Inhalt bemerkt. Er zählt es, ganz vom gar nicht beabsichtigten literarischen Wert ausgehend, zu den „sehr lesenswürdigen, aber nicht lesbaren Büchern“ und sucht „das vorzüglichste Talent“, das sich entschloß, den reichen stofflichen Gehalt des Buches zu einem Roman zu verarbeiten.

Inzwischen hatte Gall die Schriften von Fourier, St. Simon und Owen kennengelernt und dadurch für seine eigenen Ideen festeren Boden gewonnen, ebenso spürt man den Einfluß von Adam Smith in seiner 1825 veröffentlichten Schrift: „Was könnte helfen? Immerwährende Getreidelagerung, um jeder Noth des Mangels und des Überflusses auf immer zu begegnen.“ Auf dem Umschlag war der Titel zu einer Art Inhaltsangabe erweitert: „Papiergeld durch Getreidevorräthe verbürgt; ein schnelles, vielleicht das einzige Mittel, Deutschlands gesunkenen Wohlstand zu heben und fest zu begründen und jeder Noth des Mangels und des Überflusses auf immer zu begegnen.“

Diese Schrift und der „Mein Wollen und mein Wirken“ betitelte Anhang der 1835 erschienenen Schrift „Beleuchtung der Försterschen sogenannten Kritik der gerühmtesten Destilliergeräte“ sind die eigentlichen sozialistischen Werke Galls, in denen er seine volkswirtschaftlichen Ideen vorlegt.

In dem Aufsatz „Mein Wollen und mein Wirken“ schreibt er: „Früh, weil ich sie suchte, hatte ich Gelegenheit, das Elend der arbeitenden Klassen mit geringem oder gar keinem Eigenthum kennen zu lernen. Es war im Jahre 1818, ich zählte 24 Jahre, als ich mit mir selbst über die Ursachen so vieler Noth, wie ich damals schon kennen gelernt hatte, einig zu werden suchte. Unter Noth, unter Elend verstehe ich den Mangel an allen den Dingen, ohne welche für 999 unter 1000 keine irdische Glückseligkeit denkbar ist: gesunde, stärkende Nahrungsmittel, reinliche Kleidung, menschliche Wohnung, ein menschliches Lager.

Wohin ich auch blicken mochte, überall sah ich, daß diese wirklichen Bedürfnisse des Lebens und noch unzählig mehr eingebildete Bedürfnisse der Glücklichen nur durch das Ergebnis menschlicher Arbeit befriedigt werden. Ja, alles, was das Leben erhält, veredelt, verschönert, ist durch Arbeit da, und doch sehen wir gerade die arbeitenden Klassen Mangel leiden an alledem, was sie doch selbst hervorbringen; und umgekehrt, die nicht arbeitenden, aber geldreichen Klassen im Besitz eines Überflusses an allen denjenigen Dingen, die durch Arbeit hervorgebracht werden.

Wenn aber Arbeit die Quelle aller Güter ist, wenn die Arbeit der Arbeitenden hinreicht, nicht allein diese am Leben zu erhalten, sondern auch die Nichtarbeitenden mit tausendfachem Überfluß zu überschütten, müßte dann nicht auch der Geringste im Volke in mäßiger Arbeit menschliche Nahrung, menschliche Kleidung, menschliches Obdach finden können?

Woher die Erscheinung, daß die arbeitenden Klassen mit immer steigendem, länger kaum zu ertragendem Elend kämpfen? Sie darben, nicht weil es an Brot und Fleisch fehlte; sie ermangeln der notdürftigsten Kleidung, nicht weil nicht Flachs und Wolle genug vorhanden wären, ihre Blöße zu bedecken, — nein, die Quelle alles Übels liegt einzig darin, daß Millionen nichts haben als ihre Arbeitsfähigkeit, und daß der Wert dieser letzteren durch Maschinenkräfte bestimmt wird; darin, daß der arbeitende Mensch sich mit demselben Preis begnügen muß, wofür eine Maschine seine Arbeit liefern kann, und der Familienvater, der sechs, zehn und mehr Menschen zu ernähren hat, gar für denselben Lohn arbeiten muß, wofür der Einzelne notdürftig arbeiten kann. So die Ursache des Elends der benachteiligten Klassen bis zur Quelle verfolgend, fand ich sie in der Wertlosigkeit der menschlichen Arbeit im Verhältnis zu dem alles beherrschenden Gelde.

Die Gesellschaft besteht noch immer, wie zu den Zeiten der Unterjochungskrieg aus zwei Ständen: aus einem Nährstande und aus einem Zehrstande. Den einen bilden alle diejenigen, die irgend etwas hervorbringen, was die Erhaltung des Lebens bedingt oder es verschönert und veredelt; den anderen die Geldprivilegierten, d. h. die von fixen Geldeinnahmen: Zinsen, Renten, Miethen, Dividenden, Besoldungen etc. lebenden Staatsbürger.

Wenn von zehn Familien eine ein unveränderliches Geldeinkommen von 1000 Thalern zu beziehen hat, welches von den anderen neun Familien aufgebracht werden muß, so werden diese letzteren jener Familie leisten müssen:

1 500 Tagewerke, wenn das Äquivalent eines Tagewerkes 20 Sgr. beträgt; aber

2 000 Tagewerke, wenn jenes Äquivalent nur 15 Sgr. beträgt; und gar

3 000 Tagewerke, wenn dasselbe bis auf 10 Sgr. herabgeht.

Für die arbeitenden Klassen, d. h. für die Masse der Völker ist das aber nicht die einzige unselige Folge der Geldherrschaft, daß sie, wenn der Geldwert ihrer Arbeit um die Hälfte gefallen ist, 3000 Tagewerke leisten müssen, um 1000 Thaler abzutragen, während sie ursprünglich nur 1500 Tagewerke schuldig waren, sondern das Schlimmste ist, daß der Kapitalist oder der Besoldete, der nur 1500 Tagewerke, d. h. die Erzeugnisse, welche mittelst 1500 Tagewerken hervorgebracht werden können, wirklich bedarf, den Wert der übrigen Tagewerke, welche ihm nun über seinen Bedarf hinaus geleistet werden müssen, ganz oder größtenteils als neue Kapitalien anlegt und so die Summe der Tagewerke, welche ihm geleistet werden müssen, immer noch vermehrt, bis zuletzt diejenigen, welche keine Kapitalien besitzen, die Leib- und Geistes eigenen der Geldprivilegierten sein werden. Die Geldprivilegierten und die arbeitenden Klassen stehen sich, durch einander widerstrebende Interessen scharf geschieden, feindlich gegenüber; die Lage der ersteren verbessert sich in demselben Verhältnis, als jene der letzteren sich immer mehr verschlimmert.“

Die Rettung sieht Gall im Assoziationsgedanken, wobei er die Gedanken Fouriers unverkennbar, fast auch in den gleichen Formulierungen übernimmt. Er zeigt die Vorteile des Genossenschaftswesens in der landwirtschaftlichen Arbeit, bei der Milchwirtschaft, im Wohnungswesen und stellt, genau wie Fourier, die Vorteile großer Gemeinschaftshäuser mit Einzelwohnungen, aber Gemeinschaftsanlagen für Heizung, Beleuchtung, Essensbereitung und Wäscherei gegenüber dem kleinen Einzelwohnhaus heraus.

„Eine solche Vergesellschaftung der arbeitenden Klassen mit geringem oder mit gar keinem Eigentum erschien mir als das einzige Mittel, dieselben aus den sie immer enger umspinnenden Netzen der Geldprivilegierten zu retten, als ein Mittel, der Wohlfahrt der großen Mehrzahl einen jede Vorstellung übersteigenden Aufschwung zu geben.“

Aber das Genossenschaftswesen war nicht das einzige Heilmittel, das Gall vorschlug; er zeigte auch noch andere Wege, „das zerstörte Gleichgewicht zwischen dem Wert der Arbeit und dem Werte des Geldes wieder herzustellen und den Verkehr der arbeitenden Klassen von den Geldprivilegierten unabhängig zu machen, d. h., ein Tauschmittel zu erfinden, welches die Metallmünze vollkommen ersetze, ohne daß für deren Benützung irgendeinem reichen Müßiggänger Zins gezahlt werden müsse.“

Ein solches Tauschmittel sah Gall im Getreide, das in einer allgemeinen Getreidelagerung aufgespeichert werden solle. Jeder Ablieferer erhält Quittungsscheine über die von ihm eingelagerten Getreidemengen; diese Quittungsscheine sollen im Verkehr der Landwirte untereinander und mit den Gewerbetreibenden an Stelle des Geldes gebraucht werden. Dieses Verfahren „würde keine Geldmittel des Staates in Anspruch nehmen, schnell die von der Regierung für jede Provinz festzusetzenden höchsten Preise hervorbringen und diese selbst dem, der nur einen Zentner Getreide zu verkaufen hätte, sichern, da niemand gezwungen wäre, um jeden Preis zu verkaufen. Ferner jedem, auch dem Geringsten, es möglich machen, in den Zeiten des Überflusses Vorräte für Zeiten des Mangels zu sammeln und, was vielleicht in seinen Folgen das Wichtigste ist, das Getreide als Tauschmittel an die Stelle des Geldes in den Umlauf des Verkehrs ziehen“.

Der Gedanke, das Getreide an Stelle des Münzgeldes zur Grundlage der Bewertung von Arbeitswert und Arbeitslohn zu machen, findet sich bereits bei Adam Smith, von dem ihn Gall wohl übernommen hat. Fichte, den Gall aber wohl nicht kannte, geht in seinem „Geschlossenen Handelsstaat“ den gleichen Weg, und auch in neuester Zeit hatte man in Deutschland die Einführung der „Roggenmark“ überlegt.

Gall hat seine Vorschläge in 50 Paragraphen, bis aufs Kleinste geregelt, dargelegt. An allen größeren Orten sollen öffentliche Getreidelagerungsanstalten errichtet werden, in denen die Landwirte ihr Getreide einlagern können. Sie erhalten für das abgelieferte Getreide einen Magazinschein, auf dem Menge und Qualität des abgelieferten Getreides vermerkt werden, sie selbst bezahlen eine geringe Lagergebühr. Aus dem Zehnjahresdurchschnitt der Anbaukosten zuzüglich einer Gewinnquote und dreijähriger Zinsen und Lagerkosten müsse für jeden Kreis der Maximalgetreidepreis festgesetzt werden. Wenn der Getreidepreis diesen amtlich festgesetzten Höchstpreis erreicht habe, kann jeder Einwohner gegen bar so viel Getreide aus dem Magazin kaufen, wie er für seinen Haushalt braucht. Auch die Inhaber der Magazinscheine hätten dann nicht mehr Getreide zu verlangen, als sie brauchen und müßten sich für den Rest mit einer Barauszahlung begnügen, denn ein so unentbehrliches Bedürfnis wie die Brotfrucht dürfe nie so ganz Eigentum des einzelnen werden, daß er nicht sollte gezwungen werden können, seinen Überschuß gegen vollen Ersatz des Wertes abzugeben. Sobald Mangel eintrete, müsse das Getreide Gemeingut sein.

Außerdem gibt Gall noch genaue Einzelheiten über eine neue Art der Getreideaufbewahrung und über die Buchführung an; trotzdem enthält der Plan aber viele Lücken und Unklarheiten, und es ist kaum zu verwundern, daß ihm kein Erfolg beschieden wurde; einzig in Erfurt wurde ein „Verein gegen

jede Not des Mangels und des Überflusses“ gegründet. Überdies trug die Veröffentlichung ihm den Verweis seiner vorgesetzten Behörde ein, er sei anscheinend nicht ausreichend beschäftigt, und man werde dafür sorgen, daß es ihm nicht mehr an Arbeit fehle.

Wahrscheinlich von dem Gedanken ausgehend, daß eine Zeitschrift geeigneter wäre, seinen Ideen zur Verbreitung zu verhelfen, gab er 1828 die „Menschenfreundlichen Blätter“ heraus. Der genaue Titel heißt: „Menschenfreundliche Blätter oder praktische Beiträge zur Volksbeglückungslehre, gesammelt im Gebiete der neuesten Literatur des Auslandes und deutsch, in zwanglosen Heften. 1. Heft: Kirckhoffs Denkschrift über die Wohltätigkeits-Colonien zu Frederiks-Oort und Wertel.“ In der Vorrede sagt Gall, daß er bei der Lektüre der Kirckhoffschen Denkschrift und einer Beschreibung des in der französischen Besatzungszeit gegründeten Arbeitshauses in Brauweiler erkannt habe, wie und wie nicht für Bettler und Dürftige ohne alles Eigentum gesorgt werden müsse, während die gleichzeitige Lektüre einer Zeitschrift „Cooperative Magazine and monthly herald of the new system of social arrangements founded on principles of co-operation and equal distribution and Mandevilles Revolt of the Bees“ zeigte, „welche Mittel den wenigen Verständigen unter den arbeitenden Klassen mit geringem Eigentum sich darbieten, um sich vor der alle Unabhängigkeit bedrohenden Herrschaft des Geldes zu retten“. Es sollte „jeden Unbefangenen überzeugen, daß in diesem ungleichen Verkehr mit den Geldprivilegierten, wo alle Vorteile auf der einen, alle Nachteile auf der anderen Seite sind, alle Güter, bewegliche und unbewegliche, das Eigentum jener, zu fixen Geldeinnahmen Berechtigten zu vereinigen und die von ihrer Industrie und ihrer Arbeit lebenden Staatsgenossen von diesen gänzlich abhängig zu machen. Allerdings sollte die Überzeugung von der Unabwendbarkeit dieses Ereignisses (bei vorausgesetzter Fortdauer des gegenwärtig herrschenden Geldsystems) sich schon aus der einzigen Betrachtung ergeben, daß das Geld keineswegs, wie unsere National-Öconomisten sich selbst und anderen weismachen, bloß einen relativen Wert zu den käuflichen Sachen als Mittel zur Erleichterung des Austausches, sondern auch einen fixen, unveränderlich bestimmten Wert, als Mittel zur Erfüllung in Geld bedungener Leistungen hat, und daß die empörend-ungerechte Eigenschaft des Geldes: im Verkehr zwischen den Geldprivilegierten und den arbeitenden Klassen, für die ersteren immer den vollen Nominalwert zu haben, für die letzteren aber bald nur zwei Drittel oder die Hälfte oder noch weniger zu gelten“. Auch hier geht Gall wieder, wie fast stets, von den Verhältnissen der kleinen Landwirte und der Landarbeiter aus, die durch das Steigen und Fallen der Agrarprodukte ständig schwankende Einnahmen haben. Es gibt „kein anderes Rettungsmittel vor den alles verschlingenden Geldprivilegierten, als sich, soweit es sich bei der gegenwärtigen politischen Organisation des Staatskörpers gesetzlich nur immer möglich ist, außer allem Verkehr mit denselben zu setzen“. Da nach seinen Berechnungen kaum 23 Menschen von 100 wirklich produktive Arbeit leisten und diese 23 für 100 Menschen die eigentlichen Bedürfnisse des Lebens: Nahrung, Kleidung, Wohnung und Werkzeuge liefern und 100 Insassen einer Armenanstalt fähig sein müßten, sich selbst zu erhalten, ohne Zuschüsse aus privater oder staatlicher Fürsorge zu erhalten; ebenso wie die Einwohner eines Dorfes, bei denen man mindestens mit 60 arbeitenden auf 100 Individuen rechnen könnte, imstande sein müßten, das ganze Dorf ... in Hülle und Fülle zu versehen —; daß es folglich, um aller Not und allem Elende ein Ende zu machen, nur darauf ankommt: „rücksichtlich der Bettler und Dürftigen ohne Eigentum, daß die Staatsregierung durch

zweckmäßigere Veranstaltungen ihnen Gelegenheit gebe, ihre Bedürfnisse selbst zu produzieren; rücksichtlich der arbeitenden Klassen mit geringem Eigentum, daß dieselben sich inniger aneinanderschließen und, wie schon gesagt, möglichst außer Verkehr mit den Geldprivilegierten setzen“.

Als den Zweck der „Menschenfreundlichen Blätter“ bezeichnet er die Erweckung der Teilnahme an sozialpolitischen Dingen und den Zusammenschluß der daran interessierten Kreise. Er schließt mit den Worten: „Durch den Ausdruck: Volksbeglückungslehre auf dem Titel dieser Mitteilungen glaube ich, richtiger als es durch die Worte: „Nationalökonomie, Nationalwirtschaftslehre, Lehre vom Nationalreichtum usw.“ geschehen ist, die Aufgabe dieser Wissenschaft zu bezeichnen, und vielleicht würden unsere Nationalökonomisten das Ziel ihres Strebens: der größtmöglichen Zahl der Staatsgenossen die höchstmögliche physische Wohlfahrt zu gewähren, nicht so oft aus den Augen verloren haben, hätte eine richtige Bezeichnung ihrer Aufgabe sie beständig daran erinnert ... daß es die bitterste Satire auf ihre eigene Urteilskraft ist, wenn sie Smith nachbeten: daß menschliche Arbeit die einzige Quelle des Werts der Dinge, folglich auch des Reichtums sei — ohne gleich hinzuzusetzen: folglich muß diese Quelle (die Arbeit) selbst einen (den Bedürfnissen des Lebens) angemessenen Wert behalten.“

Den eigentlichen Inhalt dieses ersten Heftes der „Menschenfreundlichen Blätter“ bildet eine Beschreibung der holländischen Siedlung Fredericksoort, die Gall übersetzt und mit zahlreichen Fußnoten versehen hat.

Der Plan, weitere Hefte folgen zu lassen, konnte nicht verwirklicht werden; die Zeitschrift blieb auf ein Heft beschränkt, da sie keinen Absatz fand.

Trotzdem hielt Gall an seinen Ideen fest. Er nahm seine technischen Studien wieder auf, um, wie er sagt, „15 000 bis 20 000 Reichsthaler zu sammeln, der Ausführung meiner Ideen alle meine übrigen Lebenstage zu widmen“. Man denkt an Fourier, der täglich zu einer bestimmten Stunde in seiner Wohnung zu finden war, um den Millionär zu erwarten, der ihm die für die Verwirklichung seiner Ideen notwendigen Kapitalien überbringen sollte — Gall hatte bereits gelernt, daß er nicht auf den guten Willen der bestehenden Gesellschaft rechnen dürfte, freiwillig ihr eigenes Gefüge zu zerstören; es gelang ihm allerdings so wenig, die 15 000 Taler zusammenzubringen, wie Fourier seine Millionen.

Gall machte später Reisen nach Ostpreußen, Schlesien, Galizien und Ungarn, um die Branntweinbrennerei zu studieren und die von ihm gebauten Destillierapparate zu verbreiten. Längere Zeit war er in Ungarn tätig, immer mit landwirtschaftlich-technischen Arbeiten und Untersuchungen beschäftigt. Unter anderem erfand er einen tragbaren Dampfwaschapparat; den Gewinn, den er in Ungarn, wo er damals lebte, aus dem Verkaufe dieses Apparates erzielte, stiftete er der Budapester Blindenanstalt. In Ungarn blieb er bis 1849, dann ging er nach Trier zurück, immer weiter mit praktisch anwendbaren technischen Erfindungen und Verbesserungen beschäftigt. Die Not der rheinischen Winzer, die durch eine Reihe schlechter Weinjahre noch besonders verschärft wurde, veranlaßte ihn, mit einem Verfahren zur Verbesserung minderwertiger Weinsorten durch nasse Zuckering des Mostes und Verschneiden mit besseren Sorten hervortreten, ein Verfahren, das als „Gallisieren“ seinen Namen allgemein bekannt machte. Obwohl eine Autorität wie Liebig sich für ihn und sein Verfahren einsetzte, fand er doch in manchen Kreisen scharfen Widerstand, der soweit ging, daß die Behörden gegen ihn einschritten und die gallisierten Weine wegschütten ließen. Als Gall in einem offenen Schreiben an den König von Baiern seiner Empörung Luft machte, wurde ein Haftbefehl gegen

ihn erlassen; er wurde auch tatsächlich festgenommen, konnte aber entkommen und wurde schließlich in contumaciam zu einer Gefängnis- und Geldstrafe verurteilt.

In seinen späteren Lebensjahren hat Gall mit einer einzigen Ausnahme (einer 1851 erschienenen Schrift „Zur Orientierung in der Freihandelsfrage mit besonderer Beziehung auf die Rübenzuckerindustrie“) nur noch über technische Dinge geschrieben. Das bedeutete aber nicht, daß er sich mit den bestehenden Verhältnissen einverstanden erklärte; nach wie vor war er von der Notwendigkeit einer Änderung der gesellschaftlichen Zustände überzeugt; er hatte nur die Hoffnung aufgegeben, selbst etwas Neues schaffen zu können. Seine sozialkritischen Gedanken wetterleuchten immer wieder durch seine Schriften und tauchen manchmal an den unwahrscheinlichsten Stellen auf, so, wenn er z. B. in einer Streitschrift gegen einen Angriff auf seinen Destillationsapparat über die „heillose Alleinherrschaft des Geldes“ wettert. Bemerkenswert an der oben genannten Schrift über — das heißt in seinem Falle gegen — den Freihandel ist sein veränderter Standpunkt zum Kriege. Während er in seinen jungen Jahren, die in die Zeit der napoleonischen Feldzüge fallen, die Notwendigkeit der stehenden Heere betont, da die Entlassung der Soldaten die Menge der Arbeitslosen vergrößere, schreibt er 1851: „An Geld zu Waffen und Kriegsmaschinen aller Art, zu Mord und Verwüstung hat es allen Staaten auch in der ärgsten Finanznot niemals gefehlt! Aber wo ist jemals auch nur daran gedacht worden, das Volk zur Bekämpfung seiner einzigen wahren Feinde, des Mangels und des Elends, mit den friedlichen Waffen guter Werkzeuge zum ergiebigeren Schaffen und Aufbauen zu versehen? Überall hat der Staat seine Waffen- und Munitionsfabriken und Zeughäuser; warum hat nicht auch jeder Kreis seine Werkzeugfabriken und -niederlagen?“

Sein letztes Unternehmen war die von 1857 an erfolgende Herausgabe eines Wochenblattes „Allgemeiner Deutscher Telegraph für Anzeigen von mehr als lokalem Interesse und Korrespondenzblatt für Kapital, Talent und Arbeit“. In diesem Blatt wollte er ein Forum in der Art der Fourierschen Arbeitsbörse auf breiter Basis schaffen; sein Bestreben ging dahin, die wichtigsten, allgemein interessierenden Anzeigen nicht nur der deutschen Lokalblätter, sondern der gesamteuropäischen Presse in einem Blatte zu zentralisieren und dadurch allgemein zugänglich zu machen. Die Ausgestaltung des Anzeigenteils unter diesem Gesichtspunkt sollte die Hauptaufgabe der Zeitschrift sein; der redaktionelle Teil, mehr als Beilage betrachtet, sollte über wichtige, wirtschaftlich interessierende Tatsachen aus aller Welt berichten, wie z. B. über neue Erfindungen, neuerschlossene Bodenschätze, Markt- und Arbeitsverhältnisse in aller Welt und Ähnliches. An diesem Blatte arbeitete Gall bis zum Jahre 1862, dann mußte er die Mitwirkung wegen zunehmender Kränklichkeit aufgeben. Im gleichen Jahre ist er in Trier gestorben.

Wenn man die Bedeutung Galls im Strome der allgemein europäischen Entwicklung des sozialistischen Gedankens festzustellen sucht, wird man ihm kaum gerecht werden können; denn seine Ideen sind weitgehend von ausländischen Autoren beeinflusst, so von Adam Smith, Owen, St. Simon und vor allem von Fourier, den er bei einem Aufenthalt in Paris auch persönlich kennenlernte. Wenn man ihn aber in den deutschen Verhältnissen mit ihrem fast völligen Mangel an originalen sozialistischen Gedanken, über den Engels noch 1846 klagte, sieht, ist das Bild ein völlig anderes.

Er ist vor allem ein Kind der französischen Revolution, und ihre Gedanken der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit sind ihm selbstverständliche Forderungen, die er auch auf das wirtschaftliche Gebiet überträgt. Er kann nicht

begreifen, daß Tausende arbeiten und Mangel leiden, damit einer schwelge. Er sah die krassen Unterschiede zwischen reich und arm, er zeigte auf die Ungerechtigkeiten, die daraus entstanden, und versuchte, selbst daran zu arbeiten, diese Ungerechtigkeiten zu ändern. Als ein Mann von vor allem praktischer Begabung wurde er fast immer durch ein vor Augen liegendes Problem zum Helfen aufgerufen, so z. B. durch die Leiden der Auswanderer, durch die Winzernot. Daß er verhältnismäßig unbekannt blieb und in Vergessenheit geriet, liegt zum Teil wohl auch in seinem Charakter begründet, der einen erstaunlichen Mangel an Menschenkenntnis, neben dem bereits erwähnten eine gewisse weitschweifige Streitsucht zeigt. Aber auch diese Schwächen erklären sich wenigstens teilweise, wenn man die Vereinzelung bedenkt, in der er in den engen deutschen Verhältnissen mit seinen Gedanken stand. Zum Teil liegt die Vergeßlichkeit seiner Bemühungen wohl auch an der ungeschickten Art seiner Veröffentlichungen, die — da sie heute zum Teil völlig verschollen und unauffindbar sind — wohl nur in kleiner Auflage, fast immer bei seinem Bruder F. A. Gall in Trier, erschienen sind und die sozialistisches Gedankengut unter Umständen als Anhang einer nur die engsten Fachkreise interessierenden technischen Streitschrift bringen und keine ausreichende Verbreitung fanden. Gall ist wie der französische Frühsozialismus bewegt von der Entdeckung, daß die durch die französische Revolution hergestellte Gleichheit vor dem Gesetz ohne wirtschaftliche Gleichberechtigung noch nicht wirkliche Gleichheit bedeutete. Von dieser Feststellung bewegt, macht er erste Schritte zum Sozialismus. Er gab wohl in seinen späteren Jahren die Hoffnung auf, die Durchführung seiner Gedanken zu erleben, blieb aber von der Notwendigkeit einer Änderung der ökonomischen Zustände überzeugt.

Mit 24 Jahren begann er „über die Ursachen so vieler Not“ nachzudenken und versuchte mit dem Enthusiasmus der Jugend, vor allem den Assoziationsgedanken zu verwirklichen und die Arbeit seiner letzten Lebensjahre. „Der Deutsche Telegraph“ fußte auf Fourierschen Ideen, er sollte eine Weltbörse sein, ein Vermittlungs- und Umschlagsplatz für Kapital, Talent und Arbeit; die literarische Beilage dagegen mit ihrem wirtschaftlich-technischen Inhalt erinnert an die Beschreibung, die er in seinem Amerikabuch, also vor rund 40 Jahren, von den amerikanischen Zeitungen in ihrem praktisch belehrenden Teil gibt. So schließt sich der Ring seines Lebens, des Lebens eines wirklichen Humanisten, der die Würde des Menschen, die weder durch Überfluß noch durch Mangel geschändet werden darf, in freier sinnvoller Tätigkeit sah.

Aus meinem Leben

(Geschrieben 1947)

Wenn man heute 70 Jahre alt ist, braucht man selbst keine besonders interessante Persönlichkeit zu sein; die durchlebte Zeitspanne umfaßt Ereignisse und Veränderungen solchen Ausmaßes, daß man allein durch das bloße Dabeigewesensein notwendig eine historische Patina nicht unbedingt ehrwürdiger Art angesetzt hat. Ist nicht schon die äußere Erscheinung des jungen Mannes um die Jahrhundertwende, mit Kneifer und Schnurrbart, mit engen Beinkleidern und hohem steifem Stehkragen, dem der Gedanke, ohne Kopfbedeckung auf die Straße zu gehen, so völlig unmöglich erschien, daß er gar nicht daran dachte, sich im Sommer von der Kreissäge, im Winter von der Melone zu trennen, ist er nicht schon, wie der Film immer wieder zeigt, rein vom Äußeren her für unsere Jünglinge in Shorts und Buschjacken ein höchst belustigendes Museumsstück? Und doch waren wir damals von der Richtigkeit, der Beständigkeit und Wohlanständigkeit nicht nur unserer Bekleidung, sondern auch der Grundsätze und Lebensbedingungen unserer gesamten Umwelt zutiefst überzeugt. Wir hatten Marx und Stirner gelesen, wir diskutierten über den Sozialismus, wir hatten die Aufführungen der Freien Bühne gesehen und hielten in unseren Gesprächen wie die Jugend aller Zeiten die Welt für verbesserungsbedürftig und reformreif, aber im tiefsten Grunde waren wir doch von der Beständigkeit und Unveränderlichkeit unserer bürgerlichen Umwelt fest überzeugt. Wir waren eigentlich auch politisch nicht besonders interessiert; das wurde alles für uns geregelt und ging seinen wundervollen Gang. Deutschland war eine Weltmacht, mit der man zu rechnen hatte, und der Deutsche auf dem Wege, Weltbürger zu werden; das Geschrei der Herren vom „Alldeutschen Verband“ brauchte man nicht ernst zu nehmen. Die Menschheit kam täglich ein Stückchen voran auf dem Wege der Vollkommenheit. Gott — Leiden — Krieg — Armut, das waren alles atavistische Rückschläge, die wir kleinen Settembrinis nach und nach wegorganisieren würden. Wir waren wahrscheinlich sehr glücklich in unserem noch unerschüttertem Fortschrittsglauben; aber welcher junge Mensch von heute möchte die wissende Qual seiner heutigen Unsicherheit mit unserer ahnungslosen Selbstsicherheit vertauschen? — Aber, wie ein größerer Siebziger sagt, „Das ist ein weites Feld“.

Für mich hatte es nie die Frage der Berufswahl gegeben. Mein Urgroßvater war Lehrer gewesen, mein Großvater „Bibliotheker“, der sehr früh verstorbene Vater Buchhändler. Die Neigung zum Buch war rein blutsmäßig so unbedingt, daß — da ein wissenschaftlicher Beruf sich durch meine wirtschaftliche Lage verbot — nur der Buchhandel für mich in Frage kam. Ich verbrachte meine Lehrjahre in der jetzt nicht mehr existierenden Buchhandlung von Calvary, Unter den Linden. Von den dortigen Kunden ist mir vor allem Mathilde Wesendonk in Erinnerung geblieben, die in den nahegelegenen Zelten wohnte und stets in einer Equipage vorfuhr. Eine überaus vornehme und damenhafte Erscheinung, die den wagnerbegeisterten Jüngling tief beeindruckte.

Häufig kamen auch Walter Rathenau und Josef Kainz. Von Rathenau ist mir außer dem Namen leider kaum eine Erinnerung geblieben, um so mehr inter-

essierte mich aber Josef Kainz, der, schlank, schön, sehr ernst, stets nur mit halblauter Stimme sprechend, fast immer zusammen mit seinem Freund und späteren Biographen Michaelis erschien und vor allem Werke französischer Illustratoren suchte.

Als Vierundzwanzigjähriger versuchte ich 1901 meine ersten Schritte als selbständiger Buchhändler. In stolzem Verzicht auf des Marktplatzes buntes Gedränge hatte ich mich zuerst in einer Etage in der Nähe des Bahnhof Tiergarten niedergelassen. Da das Publikum aber meine Zurückgezogenheit etwas zu taktvoll respektierte, ich aber leben mußte, wurde ich umgänglicher und eröffnete in der Augsburger Straße, unweit der Joachimstaler Straße, eine richtige Buchhandlung. Das war damals eine neue und hochherrschaftliche Gegend mit ganz modernen Häusern, mit „Aufgang nur für Herrschaften“ und „Aufgang für Dienstboten und Lieferanten“, zum Teil sogar mit fließendem Wasser, einige besonders luxuriös sogar mit Fahrstuhl und Zentralheizung. Die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, das Wahrzeichen des Viertels, war gerade eingeweiht, die Tauentzienstraße zeigte die ersten schüchternen Anfänge ihrer späteren Belebtheit, am Kurfürstendamm entstand ein Prachtbau nach dem anderen, aber die meisten seiner Nebenstraßen waren noch unbebaut. Die Kaiserallee war eine unberührte Wildnis, nur an ihrem Anfang stand das Joachimsthalsche Gymnasium, das jetzige Wilmersdorfer Stadthaus. Meine Buchhandlung war damals die einzige im weiteren Umkreise; gegenüber dem Zoologischen Garten in der jetzigen Budapester Straße war eine Zeitschriftenhandlung und in der Kantstraße eine Schulbuchhandlung.

Zu meinen ersten Kunden gehörten die Stammgäste des „Café des Westens“, besser bekannt unter dem Namen „Café Größenwahn“. Aus diesem Kreise kamen öfter Erich Mühsam, Emil Orlik, Roda-Roda und der Zeichner Trier zu mir. Der bekannte „Zeitungskellner Richard“ brachte Bücher mit Autographen, die die in Finanzschwierigkeiten befindlichen Gäste bei ihm in Zahlung gegeben hatten, wie denn in diesem Kreise überhaupt zum Teil besondere Ansichten über Privateigentum und Besitzverhältnisse herrschten. Es kam nicht selten vor, daß der eine oder andere der Stammgäste mit der vertraulichen Frage zu mir kam: „Mir fehlen eine Menge Bücher, hat ... sie vielleicht bei Ihnen verkippt?“ Häufig besuchte mich auch die Lyrikerin Else Lasker-Schüler, „der Prinz von Theben“, die ihre orientalisierenden Neigungen auch durch die Äußerlichkeiten ihrer Erscheinung unterstrich. Ihre alltägliche Umgangssprache war allerdings weniger auf sanft-lyrische Töne gestellt; so knallte sie einmal, als ein von ihr gewünschtes Buch nicht zu bekommen war, die Tür mit den empörten Worten — „Sie sind ein großes Kamel“ hinter sich zu. Zu Beginn meiner buchhändlerischen Tätigkeit redigierte ich gewissermaßen nebenamtlich die in einem Leipziger Verlage erscheinende Bibliographie „Bibliotheca philologica classica“. Als mein eigentlicher Beruf mir für diese Arbeit nicht mehr genügend Zeit übrigließ, mußte ich die Redaktion niederlegen und fand durch einen Anschlag am Schwarzen Brett der Universität einen Nachfolger in einem Philologiestudenten, den ich in die Arbeit einführte und der sie dann übernahm. Er hieß Heinrich Uhlendahl und ist heute Generaldirektor der Deutschen Bücherei in Leipzig. Ich bin eigentlich recht stolz, daß ich unter den damaligen Anwärtern einen immerhin doch recht begabten herauszuspüren verstanden habe.

Die Zeit der Jahrhundertwende war eine Art Frühlingserwachen der deutschen Bibliophilie. Eine Reihe führender Verleger, Insel-Verlag, Diederichs, Langen, versuchten, die äußere Ausstattung der Bücher durch die Mitarbeit

von Künstlern wie E. R. Weiß, Markus Behmer, Preetorius, Vogeler-Worpswede umzugestalten und führten auch den illustrierten Buchumschlag in Deutschland ein. Da sich darunter zum Teil wirkliche Kunstwerke befanden, veranstaltete ich einmal eine Sonderausstellung solcher Umschläge mit dem Erfolg, daß aus den Reihen des Publikums öfter Empörung über das „verrückte bunte Zeug“ laut wurde.

In dieser Zeit war die Zahl der Liebhaber und Kenner schöner und seltener Ausgaben buchstäblich an den Fingern abzuzählen. Es waren Fedor von Zobeltitz, Josef Kürschner, der Begründer des Literaturkalenders, die beiden Brüder Grisebach, Justizrat Sello, durch seine glänzende Verteidigung im Neustettiner Synagogenbrandprozeß und in Ritualmordprozessen bekannt geworden, der Musikforscher Leopold Hirschberg, Gotthilf Weisstein und einige wenige andere. Die Nachfrage nach ersten Ausgaben war bisher so gering gewesen, daß ich von Cotta noch die Originale mehrerer Jahrgänge der Schillerschen *Musen Almanache* von 1796—1800 (mit Ausnahme des *Xenien Almanaches*) zu dem „Ladenpreis“ jener Zeit von 1 Thaler 8 Neugroschen (3,80 M) bekommen konnte, ebenso die ersten Ausgaben von Goethes „Maskenzug“, „Kunst und Alterthum“ und „Dichtung und Wahrheit“. Von Götschen erhielt ich noch Mörikes „Iris“ in der Erstausgabe; von dem Göttinger Verleger die Restbestände der 1811 erschienenen *Romantikerzeitschrift* „Die Wünschelrute“. Eine ganz besondere Freude war für mich das letzte Verlegerexemplar der 1774 in Leipzig anonym erschienenen „Lustspiele nach dem Plautus“, Verfasser Goethe und Lenz. In dieser Zeit wurde mir aus einer westlichen Grenzstadt eine Bibliothek von etwa 90 000 Bänden angeboten, die der Besitzer, ein Sortimentier, abgeben wollte, da er den Platz für neue Bücher brauchte. Es handelte sich um eine Leihbibliothek, die die unglaublichsten Schätze an frühen Ausgaben der Klassiker und Romantiker umschloß. Da gab es die vollständige 22bändige Gesamtausgabe von L. Achim von Arnim, viele meist ungelesene Erstausgaben von Klinger, Lenz, Brentano, Kleist, Heine, während die ebenfalls reichlich vorhandenen Romane von Luise Mühlbach und Clauren recht deutliche Lesespuren zeigten. Besonders beglückte mich ein Exemplar der so überaus seltenen „Nachtwachen von Bonaventura“. Ich nehme an, daß nach diesem Exemplar die Neuausgaben des Buches, dessen Verfasser noch heute umstritten ist, veranstaltet wurden. Bedeutend weniger erfreute mich eine Bibliothek, aus deren Büchern der Besitzer die schönen Kupfer von Chodowiecki, Meil u. a. herausgeschnitten und fein säuberlich in einen Sammelband geklebt hatte. Auch frühe Ausgaben ausländischer Literatur waren in diesem goldenen Zeitalter der Bibliophilie noch billig zu haben. So besorgte ich z. B. dem Übersetzer Fr. v. Oppeln-Bronikowski Stendhal-Erstausgaben aus Belgien und Frankreich für 20 bis 30 Frs.

Ein weniger in das Gebiet der Bibliophilie als vielmehr in das der praktischen Menschenkunde einschlagendes Erlebnis hatte ich etwa im Jahre 1910. Vom frühen Morgen an erschienen in kurzen Abständen alle möglichen bekannten Persönlichkeiten, hohe Beamte, Offiziere, aber auch Künstler und Wissenschaftler, fast durchweg einen blauen Brief in der Hand haltend, und je nach Veranlagung, teils verschämt, teils Sorglosigkeit vorspiegelnd, die Frage stellend: „Haben Sie das Buch „Doppelte Moral“? Als die Zahl der Frager immer mehr zunahm, wurde ich stutzig. Die Sache klärte sich aber bald auf. Ein gewisser Ganter hatte einen unsagbar schlechten Roman geschrieben, und um den Absatz seines Machwerks zu heben, an eine Anzahl bekannter Berliner Persönlichkeiten einen völlig gleichlautenden Brief ge-

schrieben, etwa des Inhalts: „Wenn Sie etwas über Ihr Vorleben nachlesen wollen, kaufen Sie das Buch „Doppelte Moral“ und lesen Sie Seite . . . An alldem war kein wahres Wort. Trotzdem fielen viele der Briefempfänger auf den plumpen Schwindel herein. Es macht doch recht nachdenklich, daß ein vollkommen reines Gewissen wohl seltener ist, als wir uns gemeinhin einbilden.

Zu meinen frühesten Kunden gehörte auch der damals in der Marburger Straße wohnende Rilke, der außergewöhnlich schweigsam war. Er kaufte u. a. Verlaine und Rimbaud, gab sehr viel auf gutgedruckte Ausgaben und schöne Einbände und ging häufig direkt mit den gekauften Büchern zu dem Buchbinder Herfurth in der Passauer Straße. Max Slevogt, jovial und beleibt, legte vor allem Wert auf Abenteurerbücher in alten illustrierten Ausgaben von Cooper, Simms, Marryat, Karl May, die für ihn, wie er selbst sagte, die beste Entspannung und gleichzeitig Anregung waren. In meiner Autographensammlung aus dieser Zeit bewahre ich mit besonderem Stolz einen seitenlangen Brief von Thomas Mann (München 1913) auf, in dem er in der entgegenkommendsten Weise Auskunft über die Veröffentlichung seiner Arbeiten gibt. Die ganz eigentümlich spitzige, sehr klare Handschrift ist mir graphologisch immer besonders interessant gewesen. Jedes einzelne Wortbild fällt deutlich nach unten ab; in einem gewissermaßen rechtlichen Lebensfluß, in wahrhaft bewunderungswürdiger Energie beginnt jedes neue Wort wieder oben, um wieder abzufallen und so unermüdlich bis zu dem künstlerisch schönen, fein ziselierten Namenszug „Thomas Mann“. Briefe von Gerhart Hauptmann beschäftigen sich mit der Literatur der Bauernkriege, zu der ihn wohl seine Vorarbeiten zum Florian Geyer geführt hatten. Ich besorgte ihm unter anderem Gnodalius, „Der Peurisch und protestierende Krieg (1573)“ und den Vorgänger des kommunistischen Manifests, die erste 1525 erschienene Ausgabe der „Zwölf Artikel der Bauern“.

Andere Namen mit gutem Klang: Stefan Zweig, Weingartner, der alte Thimig, Hugo von Hofmannsthal, Meyrink, Kubin, Hermann Hesse, Toller (von diesem bewahre ich eine Karte aus der Festung Nieder-Schönenfeld auf), Georg Kaiser, Ludw. v. Hofmann, Stucken, Herbert Eulenberg, Kautsky und viele andere. Die Briefe bekannter Schauspieler tragen einen einigermaßen eintönigen Charakter, ihr Tenor ist meist: „... vielleicht noch etwas gedulden.“ Ein sehr häufiger Gast war der Literaturhistoriker Gundolf, der jedesmal zu mir kam, wenn er seinen ganz in der Nähe wohnenden Freund, Prof. Max Herrmann, besuchte und Material für seine Bücher (Napoleon, Geschichte Cäsars u. a.) brauchte. Der eben genannte Max Herrmann, Literaturhistoriker und Theaterwissenschaftler, war eine besonders interessante Persönlichkeit. Seine äußere Erscheinung war so genialisch-salopp, wie aus einer Novelle von E. T. A. Hoffmann entsprungen; dabei war er von einer geradezu graziösen Höflichkeit. Seine reichhaltige Bücherei zeigte eine Wesensverwandtschaft mit ihrem Besitzer, sie war ebenso gehaltvoll und vielseitig wie äußerlich verwahrlost. Der originelle und feinsinnige Wissenschaftler wurde von den Nazis mit Frau und Schwägerin nach Theresienstadt verschleppt, wo er sehr bald starb. Seine herzkranken Frau war für den Transport nach Auschwitz bestimmt worden, ihre gesunde Schwester, die sich hätte retten können, wollte sie nicht verlassen und begleitete sie freiwillig in den Tod. Ebenfalls aus dem Georgekreis sah ich Wolfskehl aus München, einen großen Sammler, und Melchior Lechter häufig bei mir. Das am prunkvollsten ausgestattete Werk, das ich je in meinem Besitze hatte, ist wohl Lechters Tagebuch der Indischen Reise, ein Folioband, in Goldplatten gebunden und mit Halbedelsteinen verziert, eines der nur in

drei Exemplaren hergestellten Vorzugsausgabe. Oft besuchte mich der Anthroposoph Rudolf Steiner. Sowohl er wie auch seine Frau waren von ungewöhnlich kleiner Statur. Beide hatten einen ausgedehnten Interessenkreis. Sie suchten vor allem Mystiker in frühen Ausgaben, aber auch die alten Nationalökonomien wie Ricardo, Mill, ebenso Marx und Lassalle in ersten Ausgaben. Auf der Suche nach Jean-Paul-Ausgaben war Christian Morgenstern, der mit Steiner eng befreundet war und ihm auch seine letzten Gedichte gewidmet hat.

Das Interesse des Publikums hatte sich in den Jahren bis zum ersten Weltkrieg von den alten und frühen Originalausgaben, die man ohne vertiefte literarische und bibliographische Kenntnisse weder sachgerecht sammeln noch überhaupt schätzen konnte, immer mehr den modernen Luxusausgaben zugewandt, die an sich teilweise wohl sehr schön anzusehen, in manchen Fällen auch wirkliche Kunstwerke waren, aber doch den oberflächlichen und snobistischen Neigungen der Käufer sehr entgegenkamen. Der Großindustrielle Hugo Stinnes z. B. sammelte nur „Nummer 1“ aller Luxusausgaben. Ein Teil der Verleger nutzte diese Geschmacksrichtung in völligem Widersinn durch eine wahre Massenproduktion beschränkter Ausgaben aus, so daß sehr bald eine Übersättigung des Publikums eintrat.

So zeigte die Auflösung der altgewohnten Verhältnisse ihre Zeichen auch in scheinbar so abgelegenen Bezirken, wie es die Bibliophilie ist. Mir persönlich war diese Entwicklung im Grunde recht zuwider, und ich wandte meine Interessen mehr und mehr dem wissenschaftlichen Antiquariat zu.

Eine große Aufregung verursachte im Jahre 1921 das Erscheinen des dritten Bandes von Bismarcks Gedanken und Erinnerungen, der die Abrechnung des Kanzlers mit Wilhelm II. bedeutete und dessen Veröffentlichung nach Bismarcks Verfügung eigentlich erst nach dem Tode des Exkaisers erfolgen sollte. Alles wollte damals diesen Band besitzen, gleichgültig, ob man die bereits erschienenen Bände je gelesen hatte. Es war eine typische Massenpsychose; ganze Waggonladungen des Bandes kamen damals nach Berlin. Eine quantitativ ebenso große Sensation, die ihre weniger ausgedehnte Breitenwirkung durch größeren Tiefgang ersetzte, war die 1910 erfolgte Auffindung und bald anschließende Veröffentlichung von Goethes Ur-Meister durch Harry Maync, die an Bedeutung der Auffindung des Ur-Faust durch Erich Schmidt kaum nachstand.

Auf die Kriegsjahre waren die Inflationsjahre gefolgt, die eine neue Art von „Bibliophilen“ geboren hatte. Das waren die Leute, die sich neben Hausbar und Gymnastikraum auch noch eine Bibliothek einrichteten, weil das nun einmal dazu gehörte. „Mir fehlen noch ungefähr zweieinhalb Meter“, war ein nicht nur einmal gehörter Ausspruch. „Welche Lexikons haben Sie?“ (Besonders beliebt, weil raumfüllend und in ihrer Gleichmäßigkeit sehr dekorativ.) Aus dem gleichen Grunde waren auch „Werke“ — damit waren immer Klassiker gemeint — sehr geschätzt; eine Dame, der ich u. a. Shakespeare vorschlug, antwortete zu meiner Überraschung: „Nein, danke. Skowronnek habe ich schon.“ Dieser damals viel gelesene Unterhaltungsschriftsteller war ihr wohl geläufiger als der Schwan von Avon. Das leitet allerdings zu solchen Mißgeburten von Bücherfreunden über, wie die Maid, die ein Buch über Maggi und Liebe (Magie!) verlangte, oder der ostpreußische Offiziersbursche, der Toilettepapier haben wollte und auf die Erklärung, wir hätten nur Bücher, seelenruhig antwortete: „Dann je—iben Sie mir ein Buch.“ —

All diese Erscheinungen trieben mich immer mehr von dem schönen Buch zum wissenschaftlichen Antiquariat. Und hier waren es besonders die Gebiete

der Politik, Nationalökonomie, des Sozialismus und der Arbeiterfrage, denen ich mich mehr und mehr zuwandte und denen auch heute noch meine ganz besondere Neigung gehört. Kurz nach der Markstabilisierung war ein Komitee, dem unter anderen der Naturwissenschaftler und Sammler Ludwig Darmstädter, der Chirurg Eugen Holländer und Eduard Fuchs, der Herausgeber der bekannten Sittengeschichte, angehörten, an mich heran, ob ich die Leitung eines mit größerem Kapital zu gründenden bibliographischen Instituts und wissenschaftlichen Antiquariats, das auf breiter Basis international ausgebaut werden sollte, übernehmen wolle. Ich lehnte das aber ohne langes Überlegen ab; einmal war mir meine Selbständigkeit zu lieb, und dann schreckte mich auch der Gedanke an eine Großorganisation, die allen meinen Neigungen zuwiderliegt.

Im Jahre 1921 war Prof. Rjasanoff, Leiter des Moskauer Marx-Engels-Instituts, in Berlin, um Bücher für sein gerade gegründetes Institut zu beschaffen. Ich hatte ihm u. a. eine anonyme Broschüre besorgt: „Der Deutsche Bauer“, ohne Jahresangabe in der Schweiz erschienen. Durch gemeinsame Untersuchungen stellten wir fest, daß es sich um eine verschollene Schrift von Friedrich Engels handelte.

Die besondere Pflege der staatswissenschaftlichen Gebiete brachte mir im gleichen Jahre eine Reihe sehr interessanter Kunden in den japanischen Wissenschaftlern, die sich zu dieser Zeit studienhalber in Deutschland aufhielten. Als einer der ersten besuchte mich der Leiter des mit großen Mitteln von dem Sohn des japanischen Millionärs Ohara eben gegründeten „Ohara Institute of Social Research“. Der junge Ohara hatte während seiner Zusammenarbeit mit sozialistischen Freunden, wie mir gesagt wurde, „die Irrtümer des Kapitalismus und die Segnungen des Sozialismus“ erkannt und als Protest dieses Institut ins Leben gerufen. Obwohl die meisten meines Sondergebietes wegen zu mir kamen, hatten die Japaner doch die verschiedensten Sammelgebiete. Der eine wollte vormarxistisch-sozialistische Werke, ein anderer sämtliche Literatur über Fußbodenöl, andere über Goethe und seine Zeit, über die alttestamentlichen Propheten und so fort. Ein Neuphilologe sammelte deutsche Wörterbücher, und ich besorgte ihm etwa dreißig verschiedene, angefangen vom Lilliput-Wörterbuch bis zum großen Grimm. Sie waren mit geringen Ausnahmen Antifaschisten, und es befand sich eine ganze Anzahl zum Teil sehr radikaler Sozialisten unter ihnen, die zur Vertiefung ihrer Ideen nach Europa gekommen waren und von denen einige auch bald nach ihrer Rückkehr in Japan gefangengesetzt wurden. Ich suche heute manchmal unter den Namen der jetzt führenden Politiker, ob ich nicht einen Bekannten darunter finde. Die sozialistischen Neigungen eines Teiles der in Europa lebenden Japaner waren der sehr mißtrauischen Regierung auch bekannt. Zwei Spione waren in Berlin mit der Überwachung ihrer Landsleute beauftragt; sie waren uns aber wohl bekannt, und die Angestellten sorgten dafür, daß sie keine Namen ihrer Landsleute auskundschaften konnten. Eine regelrechte Freundschaft bildete sich zwischen mir und dem japanischen Gelehrten Prof. Sakisaka aus. S. war Herausgeber einer fünfzehnbändigen japanischen Marx-Engels-Ausgabe; auch er wurde bald nach seiner Rückkehr in Japan zu mehrjähriger Gefängnisstrafe verurteilt. S. schrieb für eine dortige Zeitschrift einen Artikel über seinen Berliner Aufenthalt, in dem auch meine Buchhandlung erwähnt wird und in der sich folgender Passus findet: „Was mir am unangenehmsten in Deutschland auffiel, war das unbegründete Haßgefühl gegen die Juden. Soweit ich mit Juden in Verbindung kam, waren sie mir stets angenehm. Meine Wirtin, die

Gattin eines Regierungsbeamten, war eine gebildete Frau. Wenn ich jedoch ihre haßerfüllten Ansichten über die Juden hörte, fand ich alles unsinnig und unbegründet ... Unter den Japanern gibt es einige, die von einer jüdischen Gefahr reden. Vielleicht haben sie diese Haßreden von ihren Wirtsleuten in Deutschland gehört und reden sie nun nach.“ — Die sprachliche Verständigung mit Japanern war nicht immer einfach; ich selbst konnte nicht japanisch, und mit dem Englischen und Deutschen haperte es wieder bei ihnen. So machten ihnen die Buchstaben L und R (es gibt im Japanischen kein L) große Schwierigkeiten. Einmal ließ ich eine lange Liste Literatur über „Leichenhallen“ anfertigen, um schließlich festzustellen, daß der Badeort Reichenhall gemeint war.

Allmählich waren wir in das Jahr 1933 gekommen, und damit begann für mich, der ich jüdischer Abstammung bin, ein Sonderkapitel unseres Lebens. Ein großer Teil meiner jüdischen Verwandten und Bekannten verließ Deutschland sofort bei der „Machtergreifung“. Ich dachte nicht daran. Einmal fühlte ich, dessen Vorfahren seit Generationen mit den Bemühungen um das deutsche Buch verknüpft waren, mit völliger Selbstverständlichkeit als Deutscher und hatte keinesfalls die Absicht, diesen Anspruch gegenüber einer randalierenden Rotte einfach aufzugeben; andererseits erschien mir diese Mischung von Gangster- und Banditentum, wie sie sich beim Reichstagsbrand, im Benehmen der SA, bei den Ereignissen des Juni 1934 zeigte, so untergangstauglich und lebensunfähig, daß ich völlig von ihrem schnellen Abwirtschaften überzeugt war. Und so wie ich dachte ein großer Kreis; bei jedem neuen Gewaltakt trösteten wir uns: „Um so schneller geht es mit ihnen zu Ende.“ Die folgenden Jahre haben gezeigt, daß diese Voraussage an sich nicht falsch war; denn zwölf Jahre sind wohl, historisch gesehen, keine lange Zeit. Unvorstellbar war uns nur das grauenvolle Ergebnis dieser Jahre.

Eine sehr häufige Besucherin meiner Buchhandlung in dieser Zeit war die Sängerin Rosalind von Schirach, die an der Städtischen Oper Charlottenburg tätig war. Durch sie kam auch ihr Bruder, Baldur von Schirach, einige Male zu mir. Vergnügt und sorglos, schien er die Parteivorschriften für seine Person nicht für verbindlich zu halten. Eines Tages sahen wir, wie er, sich unbeobachtet glaubend, seinen Begleiter auf ein Buch hinwies, das bei beiden eine unbändige Heiterkeit auslöste. Als ich den Grund dieser Belustigung näher besichtigte, sah ich, daß es ein für einen Kunden besorgtes Buch war: „Wir fliegen mit Hitler ...“

Einer meiner ältesten Kunden war der Nationalökonom Prof. Sombart. Er hatte eine Abkehr von den Ideen seiner Frühzeit vollzogen, die er äußerlich auch dadurch dokumentierte, daß er den marxistischen Teil seiner großen Bibliothek nach Japan verkaufte. Ein anderer Soziologe, Prof. Franz Oppenheimer, wanderte nach Japan aus. Er habe „keine Lust, auf gelben Bänken zu sitzen“, erklärte er mir beim Abschied. — Später ging er nach Amerika und starb dort vor einigen Jahren. Ein jüdischer Verwandter von General Milch, dessen Mutter ihrem Sohn durch einen Eid unter Preisgabe ihrer Frauenehre zu seiner Karriere verhalf, erzählte mir vor seiner Auswanderung, daß es ihm und der ganzen Familie unter Androhung strengster Strafen — das hieß immer KZ oder Tod — verboten worden war, sich als Verwandte des Generals zu bezeichnen.

Wenn man die unmittelbare Schuld gerade an den in den Lagern verübten Greueln so häufig dem gesamten deutschen Volke zuschiebt und sagt, daß es unmöglich wäre, daß nicht jeder davon gewußt haben müßte, so möchte ich dazu einige eigene Beobachtungen wiedergeben. Unter der großen Zahl meiner

jüdischen und sozialistischen Freunde waren mehrere, die längere Zeit im Lager verbracht hatten und dann aus den verschiedensten Gründen freigelassen wurden. Ich sprach einige von ihnen nach der Entlassung: alle erzählten, obwohl mit tiefster Erbitterung, nur in den unbestimmtesten Ausdrücken von ihren Erlebnissen. Zwischen Friedrichsfelde und Biesdorf kam die Stadtbahn an einer Stelle vorüber, an der ein Gewimmel von Männern am Straßenbau arbeitete. Man hörte, es seien KZ-Gefangene, aber niemand von den zum Teil täglich Vorüberfahrenden wußte etwas von den Greueln, die an diesen Menschen verübt wurden. Die Lager waren von einer Atmosphäre des Grauens umwittert: außer den unmittelbar Beteiligten erfuhr aber niemand, was dort wirklich vorging. —

Es wurde nach und nach einsam um mich. Viele der jüdischen Bekannten und Verwandten waren ausgewandert. Die meisten „Arier“ begannen, bis auf wenige Ausnahmen, mich zu meiden. Meine Buchhandlung, die ich von 1935 an mit abnehmenden Kräften verteidigte — unauslöschlichen Dank schulde ich Herrn Hans-Arthur von Kemnitz, der so unerschrocken für mich wie für andere jüdische Bekannte kämpfte, daß er schließlich selbst vor der Gestapo flüchten mußte —, war im November 1938 zerschlagen worden. Inmitten von Glasscherben und Bücherfetzen stellten wir eine notdürftige Ordnung her, und so im Halbdunkel, hinter herabgelassenen Jalousien, fristete ich ein halb verborgenes Dasein. Einige treue Kunden kamen immer noch durch den Hintereingang, bis mir im Februar 1939 eine Verfügung der Reichsschrifttumskammer die Weiterführung meines Berufs endgültig verbot, da ich „als Jude unfähig sei, deutsche kulturelle Interessen zu vertreten“. Das Geschäft wurde von der Gestapo versiegelt; das Lager mußte auf Drängen der Reichsschrifttumskammer beschleunigt verkauft werden. Eine Leipziger Firma kaufte 70 000 Bände, zum Teil Seltenheiten ersten Ranges, für den Bandpreis von 10 Pfennig. Für die gesamte sozialistische Literatur erhielt ich, „da zur Zeit unverkäuflich“, überhaupt keine Bezahlung. Diese Bücher gingen bei einem Bombenangriff in Leipzig zugrunde. Mein Vermögen hatte ich in meine Bücher gesteckt; als die Verpflichtungen so weit wie möglich gedeckt waren, wobei ein Teil der Verleger sich sehr großzügig zeigte, standen wir mittellos da. Meine Frau nahm Pensionäre auf und führte Schreibmaschinen- und Vervielfältigungsarbeiten aus. Ich selbst fungierte als ein Mittelding zwischen Hausangestelltem und Laufburschem. Nach und nach begannen die trostlosen Evakuierungen der Verwandten und Bekannten, die nicht rechtzeitig geflüchtet waren. Wiederholte Verhaftungen, Haussuchungen, immer neue Einschränkungen der primitivsten Menschenrechte lösten einander ab. Das Dasein lastete auf uns wie die eisernen Decken in den venezianischen Bleikammern, die sich täglich ein wenig tiefer auf die unseligen Gefangenen senkten, bis sie sie eines Tages endgültig zermalmen würden. Die knappe Existenz, die wir uns aufgebaut hatten, ging in Trümmer, als meine Frau in einer besonderen „MI (Mischehe)-Aktion“ bei einer Fabrik dienstverpflichtet wurde. Mein Sohn war im Lager, meine Tochter arbeitete nach glücklicherweise noch ermöglichtem Abitur als Hausangestellte. Dann kamen die Bombenangriffe, die Zweidrittel unserer Straße zerstörten. Wir sahen das Ende der Nazi Herrschaft immer näherrücken; aber wir hatten die Hoffnung aufgegeben, es zu erleben. Die Frage war nur: Würde eine Bombe oder die Evakuierung das Ende bringen?

Wer so in allen Fugen seines Daseins erschüttert wird, wie es mir damals geschah, geht entweder in Verzweiflung verloren, oder er läßt sich in die Hände fallen, die mächtig genug sind, das Weltall zu tragen, und es trotzdem

nicht verschmähen, sich schützend um ein zitterndes Menschenherz zu legen. Wider alle unsere Erwartungen haben wir das Ende überlebt und sind, etwas unsicher und wackelig, aber im ganzen ungeschädigt, aus dem Dunkel herausgestiegen und nun dabei, eine innerliche und äußerliche Bestandsaufnahme zu machen. Was darf bleiben? Was wird kommen? Seltsame Fragen für einen Siebzigjährigen. Und trotzdem ist er ebenso gefragt wie die Siebzehnjährigen. Geliebte Menschen sind dahin, alte Lebensformen zerbrochen, mein Berlin ist zerstört und geschändet, aber die Bücher, die geliebtesten, treuesten unter allen Gefährten, sind geblieben, Trost — Zuflucht — Weisung, heute wie in der vergangenen Zeit.

VIII. 4.
Strei
80

56431

Druck: Buch- und Verlagsdruckerei H. Heenemann KG.,
Berlin-Wilmersdorf. — Kl. C 10 502

BIB/60810

